

Die Gartenlaube



Aufn. E. Meerkämper. Davos

NUMMER 5 BERLIN, 2. FEBRUAR 1933

30 Pf. 10 Cents USA.
60 Gr. Oestr.

Ausgabe B mit Versich. 45 Pf.
einschließlich 5 Pf. Zustellgebühr

Vom Ohr zum Herzen

E. B. Ihrem Wunsch entsprechend, will ich auf die Einzelheiten Ihres Briefes nicht näher eingehen.

Ich bin der Meinung, daß Ihr Mann es doch einmal versuchen sollte, mit seiner Mutter zu sprechen. Das Entscheidende ist bei solcher Ausprache die Art und Weise, in der sie geführt wird. So braucht nichts Verleugnendes oder Unerhöretiges darin zu liegen, wenn Ihr Mann dafür eintritt, daß die Frau und Mutter seines Kindes selbst das Wirtschaftsgeld bekommt und den Haushalt selbstständig führt. Wenn Ihre Schwiegermutter auch schon alt ist, so wird sie doch schon aus Liebe zu dem Sohn versuchen zu verstehen, um so mehr, als hier wirklich keine unberechtigte, sondern eine natürliche Forderung vorliegt. Eine junge Frau, die als Mutter und Hausfrau immer mehr in ihre Aufgaben hineinwachsen soll, muß dazu auch eine gewisse Selbstständigkeit und eigene Verantwortung haben. Ihr Mann darf seiner Mutter ruhig sagen, daß die Missachtung dieser Voraussetzungen eine Gefährdung der Ehe bedeutet, zu der sie als Mutter doch bewußt keinen Anlaß geben würde. Und nun zu Ihrer letzten Frage: Ich halte die Furcht Ihres Mannes für übertrieben, würde Ihnen aber raten, um des Friedens willen soweit wie möglich seiner Ansicht Rechnung zu tragen. Er seinerseits müßte aber auch einsehen, daß man mindestens bei der Arbeit im heißen Sommer leichte und kurzärmelige Kleider braucht.

L. G. R. Sie sind Kaufmann und seit vielen Jahren mit einem Mädchen befreundet, das Sie heiraten möchten. Ihre Eltern widersehen sich einer Ehe mit der vermögenslosen Braut.

Ihr ganzer Brief spricht von einer so ehrlichen, treuen Liebe, die nun schon jahrelang die harte Probe des Wartens überdauert hat, daß man Ihnen wirklich von Herzen die Erfüllung Ihrer Wünsche gönnt. Das Verhalten Ihrer Eltern ist mir in einem Punkt völlig unverständlich, und zwar in der Tatsache, daß sie die Braut ablehnen, ohne sie überhaupt zu kennen. Hier müssen Sie wirklich den Mut aufbringen, die Eltern um eine Zusammenkunft zu bitten. Wenn ihnen das Mädchen dann gefällt, kann ich mir kaum vorstellen, daß diese als geistig gebildete Menschen die Vermögensfrage als ausschlaggebend für das Glück einer Ehe ansiehen werden. Und wenn Sie beide die Absicht haben, mit der Hochzeit zu warten, bis sich Ihre Einkommen gebessert hat, so ist auch vom wirtschaftlichen Standpunkt aus Ihre Handlungsweise voll und ganz zu vertreten. Was nun den Glaubensunterschied anbelangt, so ist doch die Frage damit geklärt, daß Ihre Braut in die evangelische Erbauung einwilligt; denn als Katholiken löst sie sich dem katholischen Kirchengesetz nach damit von ihrer Kirche los.

M. G. Nach langjähriger Ehe sind Sie vor Jahresfrist Witwe geworden. Auf den Rat von Verwandten haben Sie bei dem Tode Ihres Mannes Ihre Wohnung aufgelöst und sind zu Verwandten gezogen.

Es ist völlig verständlich, daß Sie im Alter von 39 Jahren ein Leben ohne eigene Aufgaben, ohne größere Pflichten als leer empfinden. Was Sie über bzw. gegen das Großstadtleben sagen, bestätigt mir der Eindruck, den ich nach Ihrem Brief von Ihrer Person habe. Ich halte es deshalb für zunächst das wichtigste, daß Sie mit allen Kräften versuchen, in jene Stadt zu kommen, an der Ihr ganzes Herz hängt. Wäre es nicht möglich, daß Sie, vielleicht mit einer einmaligen Hilfe

von Verwandten, mit Ihren Möbeln nach dort übersiedeln und dann Ihren ursprünglichen Plan doch noch verwirklichen? In einer kleineren Stadt wird es Ihnen auch besser möglich sein, an Menschen und Kreise heranzukommen, deren Interessen mit Ihrer Lebenseinstellung harmonieren. In Ihnen sind jetzt gleichzeitig zwei Wünsche: Sie möchten

Ihrem Leben einen sinngemäßen Arbeitsinhalt geben, und Sie sehnen sich nach dem Menschen, der Sie aus innerer Einsamkeit erlöst. Sehen Sie, wenn man vor einem solchen neuen Aufbruch im Leben steht, begeht man fast immer den Fehler, daß man von vornherein, programmatisch, alle Fragen lösen will, während in Wirklichkeit eine schätzungsmaßige Entwicklung von tiefer Bedeutung, oft nur schrittweise, aber sinnvoller oft auch, als der Betroffene selbst ahnt, den neuen Weg schafft. Mit anderen Worten: Es ist für Sie richtiger, zunächst einen Punkt fest ins Auge zu fassen und mit allen Kräften nach seiner Lösung zu streben.

Dieser zunächst wichtige Punkt dürfte die Übersiedlung sein. Erst von dort aus, wenn Sie den Zusammenhang mit Bergen und Wald, mit jener Atmosphäre wiedergefunden haben, die Sie jetzt so schmerlich entbehren, gehen Sie auf die Suche nach Ihrer Aufgabe. Dann können Sie auch an Ihren Wunsch denken, ein elternloses Kind anzunehmen; und wenn Sie sich deswegen an eine Fürsorgestelle wenden, gelingt es wohl auch, ein Pflegekind zu finden, dessen monatlicher Unterhaltsbeitrag Ihnen einen kleinen Zusatz zu Ihrem eigenen Einkommen bedeutet. Oder Sie können Ihrer Sehnsucht nach Menschen dadurch gerecht werden, daß Sie sich als Mitarbeiterin einer jener Organisationen anschließen, die die heutige Not bekämpfen; eine gemeinsame Arbeit, eine gemeinsame Idee ist ein sauberer und fruchtbare Boden, aus dem sich neue Beziehungen zu Menschen entwickeln können. Was aus diesen für Sie wichtigen seelischen Werten mit der Zeit auch an realen, wirtschaftlichen Werten erwachsen kann, ist freilich nicht wie eine Rechenaufgabe vorher zu errechnen, wird aber in hohem Maße von Ihnen selbst abhängen. — Den einzelnen Menschen zu finden, ist für den einzellen schwer; ganz anders aber sieht das Bild aus, wenn Sie in einer Gemeinschaft gleichgerichteter Menschen stehen. Solche Menschen gibt es überall; und wenn Sie aus finanziellen Gründen auch Ihren Lieblingswunsch nicht erfüllen können und in der Großstadt bleiben müssen, so brauchen Sie deshalb nicht zu verzagen; Sie müssen nur mutig und zielbewußt auf die Suche gehen nach jenem Kreis, zu dem Sie geistig und menschlich gehören.

Hans-Günther. Sie sind der älteste Sohn einer kinderreichen Familie und leben im Elternhause, ohne nach dem Abitur eine Stellung gefunden zu haben. Obwohl die Arbeit von Vater und Geschwistern die Familie vor wirtschaftlicher Not schützt, leiden Sie schwer unter der eigenen Untätigkeit.

Ihr Brief zeigt in erschütternder Weise wie weit Mutlosigkeit und Trauer Ihren Gesamtzustand belasten; ich habe außerdem den Eindruck, daß Sie in der großen Schar Ihrer Angehörigen und vor allem in räumlicher Enge mit kleinen Geschwistern zu wenig zu sich selber kommen. Eine örtliche Veränderung, sei es auch nur vorübergehend, wäre für Ihr Befinden gewiß günstig. Haben Sie keinen Freund, mit dem Sie einmal eine längere Wanderung unternehmen könnten? Dazu gehören keine großen Geldmittel. Sie müßten heraus aus der Stadt, damit der Blick sich wieder in das Weite richten kann; suchen Sie den Wind, der über freie Felder weht, den Geruch von Erde und Wald, die große Stille schließlich und die Freude am Wandern, an der Kraft des eigenen Körpers! Dann werden Sie mit freierem Kopf zurückkommen und mit neuem Mut die Gegenwart ertragen lernen.

In der nächsten Nummer bringen wir:

Die Flucht

Novelle von Gertrud Busch
Zeichnungen von Max Kellerer

Flieger gefragt — Filmstars bevorzugt — Uniformen vernachlässigt

Eine zeitgemäße illustrierte Plauderei von Carl Bulcke

Ballade vom Gummi-Maxe

Von Gerhard Halm

Unser Karl

Ein Erinnerungsblatt von Georg Hirschfeld

Zwerge bauen Gebirge auf

Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte
Von Hans Wolfgang Behm

Beide Romane in Fortsetzungen

Küche: Muzenmandeln, das rheinische Fastnachtsgebäck
Heilmittel Leber, immer genußreich

Mode: Frühjahrshüte

Bühne und Film

Die Gartenlaube



Berlin, 2. Februar

Begründet 1853

Nr. 5

ILLUSTRIERTES FAMILIENBLATT

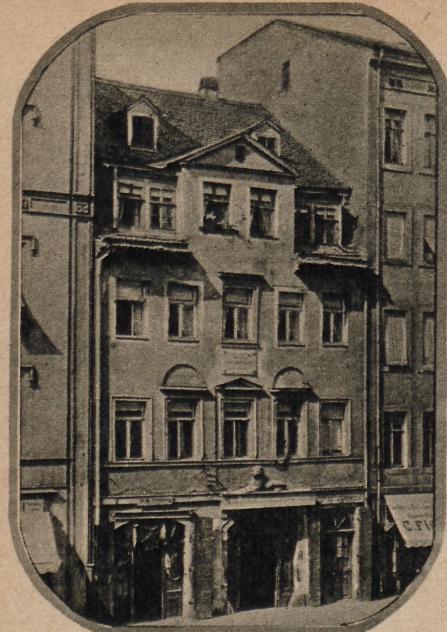
1933



Zum 50. Todestag Richard Wagners

Das Urbild der Isolde: Mathilde Wesendonk, die große Anregerin für Wagners Kunstschaften

Nach einem Gemälde von J. K. Dorner. Aufn. Scherl



In diesem Hause, dem „Weißen und Roten Löwen“ in Leipzig, wurde Richard Wagner geboren

der Herausgeber der „Gazette musicale“, war ebenso höflich wie geschäftstüchtig. Wenn der deutsche Compositeur Richard Wagner arbeitete, dann fiel auch für ihn etwas ab. Die Musikarrangements verschiedener Opern, die Schlesinger bisher angekauft hatte, waren gefällig und formsicher gemacht, hatten Anklang gefunden. Eh bien, wenn Herr Wagner arbeitete . . .

Aber was Monsieur Schlesinger da aus dem anderen Zimmer vernahm, klang eigentlich nicht sehr nach den Melodien Donizettis, aus denen der arme Musikant für die Edition Schlesinger einen musikalischen Strauß winden sollte. Hundert Franken Vorschuß lagen schon darauf.

Frau Minna erriet des Verlegers Gedanken. „Er komponiert“, segte sie fast entschuldigend hinzu und sah dabei zur Seite. Es klang, als ob sie sich dieses Tönechaos schäme.

„Etwa am „Rienzi“?“ fragte Schlesinger verbindlich. Er wußte mit dem ganzen musikalischen Paris, daß Herr Wagner sich durch eine große Oper à la Meyer-

Der erste Schatten

Eine Richard-Wagner-Novelle von Gustav Renker
Mit Aufnahmen unseres nach Bayreuth entsandten Sonderphotographen Dr. Weinsheimer

Er arbeitet — wirklich, „Er arbeitet!“ Drängende Angst klang aus den Worten von Frau Minna Wagner. Sie hielt mit der einen Hand die Türklinke, mit der anderen wies sie nach rückwärts, einer Portiere zu, hinter der wildes Brausen und Donnern des Klaviers erklang.

Herr Maurice Schlesinger, der Herausgeber der „Gazette musicale“, war ebenso höflich wie geschäftstüchtig. Wenn der deutsche Compositeur Richard Wagner arbeitete, dann fiel auch für ihn etwas ab. Die Musikarrangements verschiedener Opern, die Schlesinger bisher angekauft hatte, waren gefällig und formsicher gemacht, hatten Anklang gefunden. Eh bien, wenn Herr Wagner arbeitete . . .

Aber was Monsieur Schlesinger da aus dem anderen Zimmer vernahm, klang eigentlich nicht sehr nach den Melodien Donizettis, aus denen der arme Musikant für die Edition Schlesinger einen musikalischen Strauß winden sollte. Hundert Franken Vorschuß lagen schon darauf.

Frau Minna erriet des Verlegers Gedanken. „Er komponiert“, segte sie fast entschuldigend hinzu und sah dabei zur Seite. Es klang, als ob sie sich dieses Tönechaos schäme.

„Etwa am „Rienzi“?“ fragte Schlesinger verbindlich. Er wußte mit dem ganzen musikalischen Paris, daß Herr Wagner sich durch eine große Oper à la Meyer-

beer aus seinen quälenden Sorgen befreien wollte. Hatte auch schon etliches davon gehört — sehr talentvoll, sehr farbig, etwas lärmend — mais non, teutonischer Furor! Aber eine Zukunft, zweifellos eine Zukunft. Maurice Schlesinger war weitsichtig genug, angefichts dieses vielversprechenden „Rienzi“ auf die Ablieferung des vorschußbelasteten Donizetti-Potpourris vorderhand zu verzichten.

„Ich komme ein andermal wieder“, sagte er taktvoll, und fast unhöflich schnell drückte Frau Minnas Hand die Klinke nieder, um die Tür zu öffnen.

Eine Weile stand sie dann noch lauschend, als höre sie den Schritten des Verlegers auf der Treppe nach. Oder als horche sie, ob nicht jemand anders emporsteige. Ein Lieferant, der sein Geld haben wollte. Alle Augenblicke kamen sie, und Frau Minna wachte am Eingang wie eine Löwin vor der Höhle ihrer Jungen.

Er durfte nicht gestört werden — war ja eigentlich auch wie ihr großer Junge, der närrische, liebe Brausekopf da drinnen. Ein weiches Lächeln hellte über ihr Antlitz. Mit gesetzten Händen stand sie und lauschte. Nein, wartete. Seit Monaten wartete sie so. Schon in der düsteren, häßlichen Wohnung in der Tonnelieriestrabe, die sie nun mit dem freundlichen Logis in der Rue du Helder vertauscht hatten. Nach einem harten, grauen Winter sahen sie von ihren Fenstern aus sogar einige Blüte vom Boulevard des Italiens grün werden. Und der „Rienzi“ wuchs — auch in Frau Minnas Herzen grünte es. Sie hatte einen guten Theaterinstinkt, ohne sehr musikalisch zu sein. Und sie glaubte an den „Rienzi“.

Aber was Richard jetzt spielte? Sie schüttelte den Kopf; diese Töne fügten sich ihr nicht zu dem Bilde, das sie von der werden den Oper des Gatten hatte.

Leise schlich sie zur Tür — da riss die Musik ab.

Frau Minna trat ein. Hinter dem Notenpult hob sich rot und aufgeregt das schmale, scharfe Gesicht Wagners auf.

„Minnel!“ rief er und lachte sie an. Nicht immer war gutes Wetter, wenn sie während der Arbeit in sein Zimmer trat. Jetzt lachte er — sie lief um den Flügel, kauerte sich hinter ihm auf den zweiten Klavierstuhl und guckte in die Noten.

„Dritter Akt?“ fragte sie und dachte an den „Rienzi“.

Er warf mit der Hand eine in die Stirn gefallene Haarsträhne zurück. „Ach, du! Es ist was andres. Wie eine Sturm bö ist es über mich gekommen!“

„Das habe ich gehört“, sagte sie etwas spitz — noch klang ihr das Wühlen und Tosen des gemarterten Flügels im Ohr.

In schuldbewußter Lebhaftigkeit fuhr er auf: „Hab keine Sorge, du allerbeste Frau! Ich komponiere ihn schon fertig, den „Rienzi“. Ganz bestimmt!“

„Das mußt du wirklich tun, Richard!“ sagte sie ernst. „Ich hoffe von ihm alles.“

„Was erhoffst du denn?“ fragte er scherzend.

Minna Planer, Wagners erste Frau, die er als erfolgreiche Schauspielerin heiratete und die alle Not der Wanderjahre mit ihm teilte



Ein frühes Bild Wagners aus seiner schweren Pariser Zeit
Archiv Haus Wahnfried

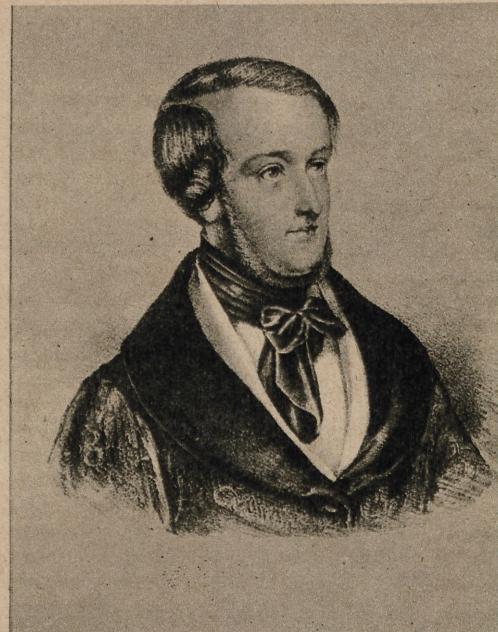
Bild Richard Wagners auf dem ersten Steckbrief

„Daz wir endlich wieder frei atmen können. Daz wir von hier fortkommen. Und dann —“ sie sah in eine schöne erträumte Ferne, „— daz wir irgendwo ein Häusel haben, du einen Kapellmeisterposten, ich meinen schönen Gesellschaftskreis —“

„Minnel, hör auf!“ rief er und hielt sich die Ohren zu.

Sie mißverstand ihn. „Das sind keine Lustschlösser, Richard, das ist möglich! Es ist wunderbar, wie du im *Rienzi* den Geschmack unserer Zeit triffst. Wenn du jedes Jahr oder sagen wir alle zwei Jahre eine solche Oper schreibst — Was hast du, Richard?“

Er war aufgesprungen, daß der Klaviersessel polternd umfiel. Mit langen Schritten ging er im Zimmer auf und ab, die Hände auf dem Rücken verschränkt. Dann blieb er plötzlich vor ihr



Besondere Kennzeichen: trägt wegen Kurzstigkeit regelmäßig eine Brille.

Steckbrief.

Der unten etwas näher bezeichnete Ednigl. Capellmeister

Richard Wagner von hier ist wegen wesentlicher Theilnahme an der in hiesiger Stadt stattgefundenen aufrührerischen Bewegung zur Untersuchung zu ziehen, zur Zeit aber nicht zu erlangen gewesen. Es werden daher alle Polizeibehörden auf denselben aufmerksam gemacht und ersucht, Wagner im Verbrechungsfall zu verhaften und davon uns schleunigst Nachricht zu ertheilen.

Dresden, den 16. Mai 1849.

Die Stadt-Polizei-Deputation.
von Oppell.

Wagner ist 37—38 Jahre alt, mittler Statur, hat braunes Haar und trägt eine Brille.

Steckbrief.

Bei einem am 6. d. M. in Groitzsch ausgetragenen tumult hat sich auch der gesell Franz Louis Höfer aus Grünhahn

Der erste gegen Richard Wagner erlassene Steckbrief wegen Beteiligung an der Revolution 1849. Im Jahre 1853, während seines Zürcher Aufenthaltes, wurde Wagner noch einmal vom Königlichen Stadtgericht zu Dresden steckbrieflich verfolgt

Links:

Der große Saal des Hauses Wahnfried. Links ein Gemälde der Frau Cosima von Lenbach, rechts der überglaste Schreibtisch des Meisters, darüber ein Bild des Philosophen Schopenhauer

Unten:

Frau Cosima Wagner in jüngeren Jahren

Aus der Richard-Wagner-Gedenkstätte zu Bayreuth



stehen. Sie sah in ernst, beinahe traurig gewordene Augen, und er hatte einen harten Mund.

„Das, was ich eben gespielt habe, Minna, war das nach deiner Meinung auch Geschmack der Zeit?“

„Ich weiß nicht“, sagte sie unsicher. „Es klang etwas fremd.“

„Ja“, meinte er spöttisch, „es klang nicht nach einer Oper, die man jedes Jahr programmgemäß fabriziert, he? Es klang nicht nach einem beschaulichen Häusel, dessen Garten der ehrsame Herr Hofkapellmeister allabendlich begießt, he? Es klang nicht nach einem schönen Gesellschaftskreis für Madame, he? Es klang —“ Er trat an den Flügel. In dumpfem Sturmheulen segten seine Hände chromatische Läufe über die Tasten, ein gespenstischer Ruf drang von irgendwoher aus ziehenden Wolken, über das Donnern entfesselter Brandung.

„Weißt du, was das ist, Frau? Der *Fliegende Holländer* — nein, ich selbst bin's, ich, der ruhelos Jagende, der Suchende.

Wir alle sind's, die aus Sturmgrauen und Wetternot nach einer hellen Insel Ausschau halten. Wir alle, die wir uns sehnen —“ Er brach ab, als hätte er zu viel von sich verraten.

Frau Minna horchte auf, sachlich interessiert. „Ah, der *Fliegende Holländer*! Jetzt entfinne ich mich — du hast ja einmal ein Tagebuch über diesen Stoff entworfen.“





Richard Wagner mit seinem Sohn Siegfried
Photographische Aufnahme aus dem Jahre 1880

„Ein Textbuch?“ sagte er leise und schmerzlich. „Ich habe ein Gedicht gemacht, Minna. Ein Gedicht von unserer Seefahrt, weißt du noch? Damals, als wir von Riga kamen, als uns der Sturm in die Bucht Sandwike bei Arendal trieb. Da erzählte mir der alte Maat mit dem strubbeligen Löwenkopf die Sage vom schwarzen Seemann, der ruhelos und erlösungsbang die Meere durchstreift. Und da, Minna, hat es begonnen.“

„Der Plan einer neuen Oper?“

„Nein, keiner Oper. Der Blick in eine andere Welt hat sich mir aufgetan — in meine Welt. Fort von dem ganzen verlogenen Prunkfimmel und Bombast der großen Oper! Das will mein ‚Holländer‘. Einmal wird er erlöst, betritt wieder das Land. Und geht weiter, tief hinein in den Zauberwald der deutschen Sage und der deutschen Seele.“

„Aber, Richard!“ Ihre Stimme war jetzt bittend weich. „Zuerst vollendet du doch den ‚Rienzi‘? Nur, daß einmal ein Werk fertig ist. Dazwischen den Frieden finden. Ich will dir’s ja dann so schön machen. Wenn uns nicht die Sorgen zermürben, können wir so glücklich sein — du und ich.“

Er faßte ihren Kopf in beide Hände. „Du bist gut, Minnel! Du hast mich lieb! Glaubst du, ich weiß nicht, wie du dich sorgst und härmst, wie du mir alles Schlimme fernhalten willst? Nur — vom Glück haben wir vielleicht verschiedene Ansichten. Dafür kann keiner von uns beiden. Wer weiß, ob ich so überhaupt glücklich sein kann, wie du es dir vorstellst. In mir ist jetzt ein ganz neues, fremdes Seligkeit — diese ‚Holländer‘-Mrsit Ehrlich, Minnel! Hat’s dir gefallen?“

Sie sah an ihm vorbei. „Ich verstehe ja so wenig davon. Es schien mir wild und unsanglich. ‚Rienzi‘ ist melodiöser.“

„Melodiöser!“ wiederholte er bitter. „Ist die deutsche Seele, darin diese Sage wurzelt, in ihrer herben Keuschheit und Tiefe etwa melodiös im Sinne des Gnadenarien-Gewinsels von Monsieur Menerbeer?“

„Mein Gott, Richard!“ antwortete sie jetzt erregt. „Du mit deinen großen Worten! Willst du die deutsche Seele komponieren?“

„Ja!“ sagte er hell.

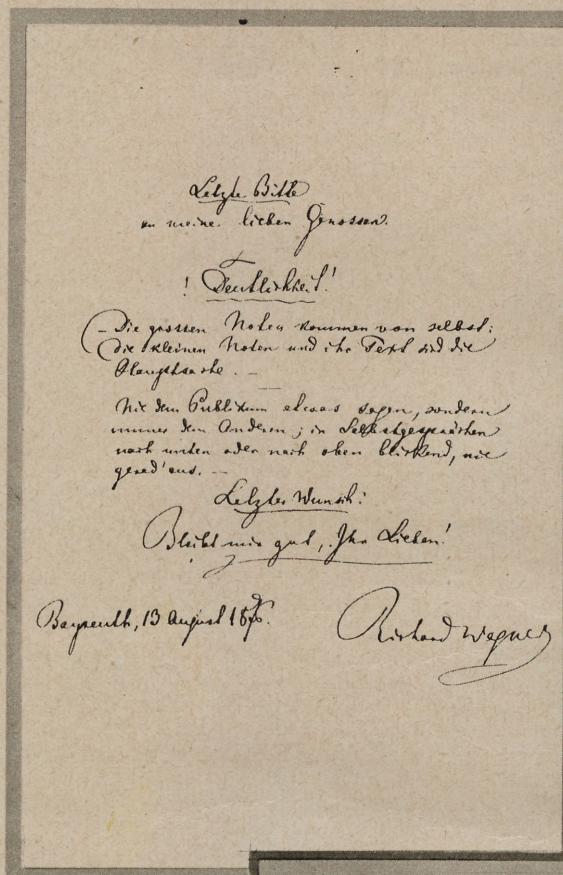
Sie lächelte mitleidig. „Guck, Richeli! Wir haben uns lieb und wollen füreinander leben, ohne daß wir jeden Monat vor der Mehlger- oder Bäckerrechnung zittern müssen. Komponiere diesen Wunsch, dann wird’s schon recht werden!“

Er stand vor ihr, die Arme hingen schlaff an den Hüften nieder, und sein Gesicht war müde, so müde. Kein Wort sprach er.

„Eben war Herr Schlesinger da“, fuhr sie lebhafter fort. „Er wollte das bestellte Donizetti-Arrangement holen. Ich sagte ihm, daß du am ‚Rienzi‘ komponierst. Da wolle er nicht stören, sagte er. Sieh mal, solche Achtung hat man schon jetzt vor deinem wachsenden Werk!“ Erwartungsvoll sah sie ihn an. „Richard?“

Er nickte nur. Zögernd, schwerfällig setzte er sich wieder an den Flügel.

Da ging sie hinaus, blieb vor der Tür wartend stehen. Von neuem erlangt sein Spiel — ja, das war es —, sie erkannte es



Wagners „Letzte Bitte“ an die Bayreuther Künstler von 1876



Rechts:
Das Sterbesofa mit
Wagners Toten-
maske

Die Bilder dieser Seite
entstammen der
Richard-Wagner-Ge-
denkstätte zu Bayreuth

genau: der schmetternde, klirrende Waffentanz vor dem Volkstribun. Diese Musik war ihr zum Begriff ihres bisherigen Ehelebens und zum Fanal einer besseren Zukunft geworden. Sie nickte, freute sich.

Aber dann — wie ein Orkan fegte es heran, als stürzten Wetterwolken der Nordsee über das festlich lärmende Rom. Und da kam es wieder, das von früher, das Feindselige, Dunkle. Eine Musik, die Frau Minna weh tat, wie Peitschenhiebe auf sie niederrasselte. Sie dachte an den,



der sie spielte, an ihn, den sie liebte. Es war ihr, als hörte sie seine Schritte, wie sie sich entfernten in fremde Weiten, die ihr unzugänglich waren. Zwischen ihr und ihm war etwas, das stärker war als jene Liebe, die den jungen Kapellmeister Richard Wagner und die schöne Schauspielerin Minna Planer einmal zusammengetrieben hatte.

Sie sank in einen Stuhl und weinte still in sich hinein.

Die dritte Generation. Auch Wagners Enkelinnen haben dieselbe leidenschaftliche Liebe zu Hunden wie ihr Großvater

Der Eisvogel

Von Walter von Dreesen

Wenn Markus Kindermann Schlittschuh lief, vergaß er die Welt. Er lief mit weiten, gut gezogenen Bogen über das Eis, die Dämmerung war ihm die liebste Zeit, die Kinder mussten nach Hause, und die flirtenden Mädchen und Primaer, mit bunten Schals und schräg aufgesetzten Mützen, zogen die Seitenarme des Gewässers für ihre umständlichen Liebeserklärungen vor.

Markus Kindermann sah in die schwarzen Äste hinauf, gegen den grünblauen Abendhimmel, er verschloß das Ohr gegen das Klingeln der Elektrischen, er träumte sich fort, sabelte sich auf einen ganz einsamen, von niemand besuchten Weiher, er erinnerte sich an ein Bild aus einem Geschichtenbuch seiner Jugend. Da war ein kleiner See zwischen verschneiten Hügeln, Tannen standen würdig an den Abhängen, und auf dem See lief eine Frau ganz allein Schlittschuh.

Sie war etwas übertrieben gekleidet, in ein blaues Eislaufkostüm, wie man es vielleicht vor hundert Jahren oder eben nur in Geschichtsbüchern trägt, aber sie hatte ein entzückendes Gesicht, blaß und schmal, mit großen, schwarzen Augen. Eigentlich war Markus Kindermann überrascht, daß ihm dieses Bild noch so gut in der Erinnerung geblieben war. Er hatte sonst nicht viel Zeit, über seine Vergangenheit nachzudenken, die Arbeit ließ ihm nur abends ein paar Stunden für sein Privatleben, und das war einfach genug und vor allem meist genau eingeteilt.

Nur wenn der Winter kam und der Frost einsetzte, dann nutzte Markus Kindermann die Zeit und opferte alles seiner Leidenschaft. Er lief, solange es die Witterung zuließ, mit Ausdauer Schlittschuh.

Wie er so beschwingt dahinglitt, sah er etwas durch die Luft flattern, ein wunderbar buntes Gebilde, das sich mühsam auf und ab schwang und gleich darauf in geringer Entfernung zu Boden stürzte.

Markus Kindermann eilte dahin und sand einen Vogel, der schwer atmete und den kleinen zarten Kopf ermattet sinken ließ.

Es war ein Eisvogel, wie sie sich manchmal hierher verirren, er hatte sich etwas am linken Flügel gebrochen und sah Markus angstvoll mit seinen runden Augen an.

Markus Kindermann stand da mit tief erschrockenem Gesicht und nahm den Vogel dann vorsichtig in seine Hände. Und wie er darauf achtete, spürte er das Herz zaghaft und müde schlagen, dieses winzige Herz unter dem märchenhaften Federkleid.

Er schluckte und preßte die Lippen zusammen, wie er es immer machte, wenn er gerührt war. Dann holte er sein Taschentuch hervor und bettete das Tier hinein, schnallte die Schlittschuhe ab und begab sich eilends nach Hause.

Ein Stuhl kam vor den Ofen, das Kopfkissen aus dem Bett

darauf, und in eine Höhlung legte er das Tier. Es lag da, die dünnen kurzen Beine nach hinten gestreckt, den traurigen Flügel etwas ausgebreitet und die Augen geschlossen.

Markus Kindermann setzte sich dazu und sah still auf das kleine Leben, ihm wurde langsam ganz wunderlich im Herzen, und so absonderlich es ihm vorkam, es war doch so: Ein paar Tränen tropften aus seinen Augen auf seine Hände.

Das war ein Hauch aus jenem Kinderbuch mit dem schönen Mädchen auf dem See, das war ein Wunder, das für ein paar Sekunden die vergangenen Jahre mit Mühsal und Enttäuschung, mit den Plänen und Wünschen, mit der Bescheidung und dem Friedlichwerden ungeschehen mache. Markus Kindermann wurde wieder zu einem zehnjährigen Jungen, der weiter keine Sorgen kannte als die seines kindlichen Lebens.

Er erwachte aus seiner Personnenheit und sah den Vogel wieder an, die grüne Brust und die bunten Flügelfedern, er sah aufmerksamer und vorgebeugt auf das wieder geöffnete Auge des Tieres, das sich in der Wärme zu erhölen schien.

Markus Kindermann war ratlos und beglückt zugleich. Er wußte nicht recht, was er anfangen mußte, und überlegte, ob er seiner Wirtin Nachricht geben sollte von seinem kleinen Gast und Patienten.

Wie er aber an ihr gleichgültig-vergrämtes Gesicht dachte, wußte er auch, daß sie nicht sehr erbaut sein würde von seinen Samariterdiensten. Er blieb also vorerst sitzen, betrachtete weiter den Erwachten und richtete an ihn eine zärtliche Ansprache: „Du mußt nun nicht glauben, daß ich vor habe, dich hier für immer einzusperren. Vielleicht wird es mir ja schwer werden, mich wieder von dir zu trennen, aber ich kann es mir vorstellen, daß du lieber, viel lieber draußen über den Menschen und in der Sonne dahinsfliegst. Ich bin ja auch fast den ganzen Tag nicht hier, da wäre es also sehr langweilig für dich. Du mußt dich aber gedulden, denn so lange, bis dein Flügel gesund ist, muß ich dich hier behalten.“

Er lächelte und stand auf, legte nun erst den Mantel ab und bereitete auf dem Spirituskocher warmes Wasser. Mit großer Sorgfalt und Umsicht wusch er die kleine Wunde, machte aus einem Taschentuch einen leichten Verband und legte den Vogel wieder auf das Kissen.

Die schrägen Lider lagen nun ganz in grauen Falten um das runde dunkle Auge, es sah dankbar und ruhig Markus Kindermann an. Der setzte sich wieder zu ihm. „Es ist besser, wenn du nun wieder schlafst“, sagte er väterlich, „ich werde auch bald dasselbe tun.“

Der Eisvogel stieß einen leisen, hellen Laut aus, gleichsam beiflichtend, und machte sein Auge gehorsam zu.

Markus Kindermann blieb reglos sitzen und war ganz glücklich.



Ein Zug fährt nach Osten

Novelle von Eduard W. von Rosenberg * Mit Zeichnungen von Paul Kuhfuss

In dünnen grauen Fäden, wie wir vom Kopfe einer Greifin fallendes Haar, rieselte ein Landregen auf durstige Erde. Dort, wo sich die Schienenstränge in metallischen Parallelen durch die Lichtung ins Unendliche verlieren, schritten eilig zwei Männer. Die Hutkrempe niedergeschlagen, mit hochgeklapptem Kragen der Regenmäntel, trohten sie der Witterung. Es dämmerte.

Beworrene Töne schlichen sich durch das monotone Plätschern der Regentropfen. Sie wurden rasch lauter, hoben sich scharf aus der Symphonie der Geräusche hervor, gewannen immer mehr feste Form. — Nun führte schon ihre Melodie im vielfältigen Rhythmus rollender Räder, schwoll zu einem gewaltigen Brausen an, und aller Elemente nicht achtend stampfte gebietirsch ein Schnellzug auf seinem unbeirrbaren Wege vorbei. Erleuchtete Fenster schleuderten gespenstisch huschende Lichtflecke in die weinende Landschaft.

Zauberhaft schnell verschwand die Vision, ihr ehernes Lied verklang, und die lange Melodie des Regens deckte das Land wieder sorgfältig zu; drei rote Augen blickten entschwindend durch die Dämmerung zurück.

Die Männer waren unwillkürlich stehen geblieben, als das eilige Ungetüm an ihnen vorüberdonnerte. „So ein vorbeifahrender Zug hat doch etwas Gespenstisches an sich“, meinte der Jüngere, als sie sich wieder in Bewegung setzten, „fast unheimlich – wie der Fliegende Holländer!“ — Der Ältere nickte gedankenvoll. „Ich habe es erlebt“, sagte er, „dass der Anblick eines vorüberfahrenden Zuges einen Menschen ganz aus dem Häuschen gebracht hat. Es sind seitdem viele Jahre vergangen, aber ich kann die Geschichte nicht vergessen.“

Es war im Jahre 1916, von der Front hatten sie mich zurückgeschickt, konnten mich dort draußen nicht mehr brauchen und

steckten mich als Leiter in ein Gefangenentaler drüben in Pommern. Da gab es eine Menge landwirtschaftlicher Arbeit zu tun, und wir hatten mehr als genug Beschäftigung für unsere Russen. Man kam mit ihnen ganz leidlich aus, und bald war eine brauchbare Verständigung möglich. Ein Lehrer war unter ihnen, Jegor Efimowitsch Petrow, der den Dolmetscher spielte. Ein feiner Kerl, Offizier, wohlgerogen und gebildet; wir luden ihn oft zu uns und unterhielten uns manchmal die halbe Nacht durch. — Der Herbst kam, auf den Feldern war nicht mehr viel zu machen. Also gingen wir daran, Gräben zu ziehen, die Straßen zu verbessern und einen Sumpf trockenzulegen. Diese letzte Arbeit übernahm eine Kolonne von sechzig Russen, unter ihnen auch Jegor Efimowitsch Petrow, der eine bevorzugte Stelle einnahm und eine Gruppe leitete. Die Ausläufer des Sumpfes reichten bis an die Eisenbahlinie, auf der rechter Verkehr war. Dort arbeitete Petrows Gruppe; die Leute gingen dem Sumpf tüchtig zu Leibe, und so oft ich auf meinem Inspektionsgang vorbeikam, war alles in schönster Ordnung.

Nach einiger Zeit fiel uns eine Veränderung in Petrows Wesen auf. Er wurde wortkarg und schien viel zu grübeln, tat aber seine Arbeit zuverlässig wie immer. Uns lag recht viel an dem Menschen, und ich kam einmal früher als gewöhnlich auf dem Kontrollgang zu ihm, um mich mit ihm vielleicht ungestört auszusprechen. Ich nahm Petrow zur Seite, aber die Unterhaltung wollte über belangloses Zeug nicht hinauskommen. Er antwortete fahrig und abwesend, ich hatte den Eindruck, als erwarte er etwas. Als kurz darauf ein Schnellzug auf dem nahen Bahndamm vorüberfuhr, sah ihn Petrow mit einem Gesichtsausdruck an, wie etwa ein Jagdhund ein Wild; zugleich lag aber etwas unsfassbar Trauriges in seinen Zügen. Plötzlich brach er, wie von einem unsichtbaren Schlag getroffen, auf einen

Erdhaufen nieder und starre wortlos vor sich hin. Ich begriff, was ihn bewegte.

Die Bahlinie führte hier, wie mit einem Lineal gezogen, von Osten nach Westen. Der Zug, dem Petrow heute gewiß nicht zum erstenmal sehnsüchtig nachgeblickt hatte, fuhr nach Osten, wo hinter Hunderten von Kilometer die Heimat lag: Mütterchen Russland! — Kein Zweifel, Petrows Schwermüttigkeit beruhte auf Heimweh nach seinem Vaterland, das ihm immer wieder durch den ostwärts fahrenden Zug in Erinnerung gebracht wurde.

Ich beschloß, Petrow an einen anderen Arbeitsplatz, weiter ab von der Bahlinie, zu versetzen. Er verlor kein Wort darüber, als ihm dieses mitgeteilt wurde; in seinem Verkehr mit uns blieb er auch weiterhin zurückhaltend. — Eines Tages verließ er während der Arbeitszeit und ohne Erlaubnis seine Gruppe und begab sich zum Bahndamm; dort mußte er einige Stunden gesessen haben. Am Abend meldete er mir selbst sein Vergehen, fast widerwillig und verbissen. Ich begriff, er erwartete eine Strafe, die ihn so oder anders mit Gewalt daran hindern würde, den Bahndamm wieder aufzusuchen, wohin ihn der Anblick der Züge nach Osten mit übermenschlicher Gewalt zog. Ich wußte, daß dieser feinnervige, aus tiefstem inneren Gefühl patriotische Mensch in ganz ungewöhnlichem Maße von Heimweh gequält wurde und daß er gleichzeitig die Schwierigkeit und Aussichtslosigkeit eines Fluchtversuches einsah. — Ich beschränkte mich darauf, ihm der Form halber eine kleine Rüge zu erteilen, und bemühte mich abermals, ihn dazu zu bringen, sich offen auszusprechen. Aber Petrow kam aus seinem geistigen Schneckenhäuschen nicht heraus. Mißverstand er die Aufrichtigkeit meiner Teilnahme? — ich glaube es nicht; ein Kloß schien ihm in der Kehle zu sitzen, daß er nur die knappsten Worte hervorbringen konnte, wobei er es, halb schamhaft, halb verbissen, vermied, mich anzusehen. Wieder vermochte ich es nicht, die Mauer seiner Verschlossenheit zu bezwingen. —

„Es ging immer mehr in den Winter, die Tage wurden kurz und die Erde hart, so daß die Arbeiten der Gefangenen nur langsam vorwärtskamen. Petrow hatte nicht wieder Grund zu Klagen gegeben; er wurde noch schweigsamer, sein Gesicht versiegte zusehends, und er brach den Verkehr nicht nur mit uns Deutschen, sondern auch mit seinen russischen Kameraden völlig ab.

Eines Abends, es dunkelte schon ganz früh, fehlte Petrow bei der Rückkehr ins Lager. Das war noch nicht vorgekommen:

Ich befahl, ihn im Falle verspäteten Ein-treffens zu mir zu bringen. Als er nach einer Stunde, schon bei völliger Dunkelheit, noch nicht da war, ging ich mit drei Mann auf die Suche. Es war eigentlich mehr eine Expedition zur Rettung eines Freundes als zur Gefangenennahme eines Ausreihers.

Mein Gefühl sagte mir, wo wir ihn suchen müßten. — Wir kamen an den Ort, wo Petrow seinerzeit bei den Entwässerungsstellen am Bahndamm gearbeitet hatte. Ich erinnerte mich, daß der Abend-Schnellzug nach Osten vor etwa anderthalb Stunden vorbeigefahren sein mußte; ich zweifelte nicht, daß der Wunsch, den Zug wieder zu sehen, Petrow davon abgehalten hatte, rechtzeitig zurückzukommen, und stellte mir vor, ihn tief in Gedanken auf einem Baumstumpf sitzend zu finden. — Die Laternen meiner Leute leuchteten, aber von Petrow war nichts zu sehen. Überzeugt, daß er sich vor uns nicht verstecken würde, schickte ich zwei Leute zum Bahndamm vor und folgte mit dem dritten; ihre Laternen tanzten vor mir durch das neblige Dunkel. Der Boden war morastig, kein Weg — Löcher, Pfützen, Steine überall — da hieß es aufpassen.

Das fahle Blinzeln der Laternen vor mir wurde aufgeregert. Die Leute gaben Winksignale. Als ich dazukam, hatten sie ihre Laternen hingestellt und beugten sich über einen Körper, der am

Fuß des Bahndamms lag. Es war Jegor Efimowitsch Petrow. Leblos. — Ich ließ ihn ins Lager bringen und bat den Arzt, die Todesursache festzustellen. Dieser nannte mir eine Fülle von Verletzungen äußerer und innerer Art und vermutete, daß Petrow von einem Zug angefahren worden sei. Ich teilte diese Vermutung.

Wahrscheinlich hatte Petrow, am Fuße des Bahndamms sitzend, auf das Vorüberfahren des langentbehrten Zuges gewartet, der für ihn ein Erinnerungssymbol der Heimat war. Ob er, als der Schnellzug vorbeifuhr, aufzuspringen versucht hat oder in blindem Fanatismus den Bahndamm erklimm und dabei den Wagen zu nahe kam, weiß kein Mensch. — Seine Kameraden begruben ihn und setzten ein russisches Holzkreuz auf sein schlafes Grab.“

Der Erzählende verstummte. Nachdenklich schritten die Männer durch den Regen — bedrückt von der Tragik eines Schicksals, das, aus der Vergangenheit heraufbeschworen, in verborgene Winkel der menschlichen Seele leuchtete. — Die Lichter einer Siedlung drangen durch die Finsternis, ihr warmer Schein mahnte an die Gegenwart.



Die vom Gemsenberg

ROMAN VON ERNST ZAHN

Copyright 1933 by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin

Frau Rosa war überrascht. Sie sah die Notwendigkeit nicht ein, daß noch jemand sich um den kleinen Fremdling bekümmere, aber sie ließ den Dingen ihren Lauf. Sie dachte auch über dergleichen nicht lange nach. Der Teig in der Schüssel war ihr wichtiger.

„Der Vater findet immer wieder etwas“, sagte sie, „einmal Kristalle, einmal einen Knecht, jetzt ein Kind.“

„Aber immer etwas Rechtes“, entgegnete Crispin.

Frau Rosa hörte das Wort nur noch halb. Sie schlug schon den Teig mit dem Holzlöffel.

Crispin brachte das Amseli in seine Studierstube hinauf. „Ich gehöre auch zum Zumbach, der dich heimgebracht hat“, räunte er ihr zu.

Das Amseli fühlte sich heimisch. Wieder klang ihr seine samtne Stimme wie eine heimliche Liebkosung. Und dann gab es in der Arztstube hundert Dinge zu sehen! Und was dann alles geschah! Der schwarze, freundliche Mann trat ins Nebenzimmer und kam mit einem Knaben zurück, der ein Tuch um den Kopf geschnürgen trug. Das blonde, struppige Haar quoll ihm nach allen Richtungen darunter hervor. Sein Gesicht und seine wasserblauen Augen aber sahen gerade so verweint aus wie vorher die Anselmas.

Crispin hatte im Wartezimmer die Mutter des Buben sitzenbleiben geheißen: „Das machen wir schon.“ Sie hatte ein verängstigtes Gesicht gemacht. Jetzt aber, in Anselmas Gegenwart, sprach er weiter, lächelnd, als sei alles nur Spiel: „Ich bin zwar kein Zahnarzt; aber da dem gehässigen kleinen Burschen, dem Zahn da, kann ich schon vom Platz helfen, damit sein rechter Nachkomme Platz hat. Da ist auch kein Anlaß, daß ein angehender Soldat sich fürchten müßte.“ Und schon saß der Knabe im Operationsstuhl. Schon hielt er seinen Kopf und fuhr ihm mit einem Werkzeug in den Mund. „Lach“, hieß er das Amseli, „damit der Soldat da auch lacht!“ Und beide mußten sie lachen. Dabei war — hast du nicht gesehen — der kalte Zahn schon heraus und in der Zunge!

„Was meinst jetzt, Held und Wilhelm Tell, war das die Angst wert?“ fragte Crispin den verdutzten Blondkopf, gab ihm ein Glas, damit er sich den Mund spüle, und setzte ihn dann neben das Amseli. Dann rief er die Mutter herein. „Alles im Blei“, tröstete er die. Und nach abermals einer Weile hieß er sie mit ihrem Buben gehen und holte einen neuen Patienten herein, einen alten Mann, mit dem er hinter einem Wandschirm lange sprach und hantierte.

Wie merkwürdig das alles war! dachte das Amseli und vergaß die Zeit und wurde heimisch, es wußte nicht, wie. Die Stimme des schwarzen Mannes klang, als ob ihm jemand ein Liedlein sänge: Still! Still! Geht alles, wie man will! Fast so wohl wie bei Zumbach fühlte man sich bei dem Schwarzen!

Aber auch Crispin Zumbach war in seinem Element. Der Fall, den er jetzt hinter dem Wandschirm untersuchte, war kein einfacher. Aber er wußte, daß er helfen konnte. Und er fühlte sich leicht und froh. Und er wußte, daß drüben auf dem Ruhbett der Kindling saß, eben noch ein Häuflein Unglück unten bei Frau Rosa, jetzt ganz zufrieden, ganz daheim. Menschen kurierten war ein wunderbares Amt!

* * *

Die Unterredung Zumbachs mit dem Ammann hatte ergeben, daß die Einberufung des Talrates zur Besprechung des Unglücks am Strafenbau und der infolge der Weltlage vorauszusehenden neuen Stockung des Fremdenverkehrs unumgänglich sei.

Eines Tages saßen dann die sieben Mitglieder dieses engeren Rates unter dem Vorsitz des Ammanns in einem Zimmer des

Rathauses, und Peter Zumbach berichtete über die unvermeidliche Kostenüberschreitung, die infolge des Naturereignisses beim Strafenbau zu verzeichnen sein werde, und schilderte die allgemeine Lage, die für die Zukunft so wenig Erfreuliches versprach. Er saß über einen Stoß Akten gebeugt. Manchmal, wenn er zu freierer Rede sich aufrichtete, ergab sich wieder der merkwürdige Eindruck eines jähnen Hochwachsens der in sich zusammengeschobenen, buckligen Gestalt. Er erstattete seinen Bericht mit klarer Nüchternheit: Der eine der bei dem Lawinenunglück getöteten Arbeiter hatte eine zahlreiche Familie hinterlassen, für die die Talschaft aufkommen mußte. Überdies hatte der Lawinensturz den Beweis erbracht, daß zur völligen Sicherung der Straße weitere kostspielige Verbauten ausgeführt werden mußten. Ein bedeutender Nachredit war einzufordern.

„Unmöglich!“ entfuhr es einem der Räte, dem Sternenwirt Albert Huber, einem noch jungen, ehrgeizigen Mann und Mitglied der Mehrheitspartei. Er hatte ein geschmeidiges Auftreten, eine gute Rednergabe und ein hübsches Gesicht mit einem frechen kleinen Schnurrbart.

„Es handelt sich nicht mehr um Möglichkeiten, sondern um Notwendigkeiten“, hielt ihm Zumbach entgegen. Huber war einer von denen, die nach der Pacht des Pfarrhauses am Gemsenberg lüstern waren, und er fühlte das Persönliche seiner Gegnerschaft. Es war ihm nicht wohl in seiner Haut; denn, obschon schuldlos an den schicksalhaften Zwischenfällen, trug er immer schwerer am Gedanken, wie infolge der von ihm befürworteten Unternehmungen die Verschuldung der Talschaft wuchs und wuchs. Daneben aber fühlte er wieder, wie die eigennützige Angst in ihm bohrte und wider seinen Willen neben der Sorge um die Allgemeinheit emporwuchs und ihn einspann: Würde nicht ihm persönlich die Hauptverantwortung für das Unglück der Talschaft aufgelegt werden?

„Wer hat das Tal in dieses Abenteuer hineingeritten?“ fragte jetzt Huber.

Ein paar seiner Gesinnungsgenossen richteten vorwurfsvolle Blicke auf Zumbach.

Der vernünftige Ammann vermittelte und stellte fest: „Wir haben einen Beschuß der Talgemeinde auszuführen.“

„Wer hat den Anstoß gegeben und den Antrag gestellt?“ brauste Huber auf.

„Ich“, entgegnete Zumbach. „Und ich habe ein gutes Gewissen. Es war alles zum Nutzen der Talschaft gemeint.“

„Eure Meinung kommt uns teuer zu stehen“, höhnte Huber.

Zumbach biß sich auf die Lippen. Der andere hatte recht: Er hatte die Zukunft schlecht vorausberechnet. „Niemand konnte voraussehen, daß die Unvernunft der Welt sich zur Narrheit steigern werde“, wehrte er sich.

„Was ich in Abrede stelle“, warf hier Redaktor Martens, der sozialistische Vertreter im Rate, dazwischen und erinnerte daran, wie er in der Talgemeinde sich gegen Zumbachs Projekte gewehrt hatte. Er verstand es, Gelegenheiten auszunützen. „Wären an die neuen Industrien, die sich bei uns anbauen wollten, die Subventionen gewährt worden, die wir forderten“, rief er aus, „so hätte das Tal eine Schar fester Anwohner mehr gewonnen und die fremden Richtstüer entbehren können, die man mit demselben Gelde umsonst herbeizulocken versucht hat.“

„Skandal!“ schrie der erboste Sternenwirt. „Weil ein einzelner seinen Vorteil gesucht hat, sitzen wir alle in der Tinte!“

„Wenn der einzelne recht behalten hätte, würden alle gern den Gewinn eingesteckt haben“, verteidigte sich Zumbach.

Der ruhige Talammann legte sich abermals ins Mittel: „Ich habe einen Fertum aufzuklären. Talrat Peter Zumbach hat an



Aufnahme Dax

Winterliche Brandung

die von der Gemeinde beschlossenen Werke aus eigener Tasche so viel beigetragen, daß es wohl eines Jahrzehntes bedürft hätte, ihm sein Opfer zu lohnen."

Ein kurzes Schweigen folgte dieser Erklärung. Huber murmelte noch etwas von einem Narren, für dessen Schrullen hundert andere büßen müßten. Aber er fand kein rechtes Echo.

Zumbach senkte den Blick wieder auf seine Akten. Ruhig, fast als lese er die Worte ab, sprach er weiter: "Was einer aus seinem eigenen Hab und Gut dazugetan, steht nicht zur Rede. Aber die Werte sind nicht von einem, sie sind von einer Mehrheit beschlossen worden. Noch ist nichts verloren. Bielleicht läßt der Gewinn auf sich warten. Aber er wird kommen, wenn nicht für uns, so für unsere Kinder."

"Was eine lange Frist ist", spottete Martens. Er mochte

Zumbach leiden und maß mit ihm sich gern. "Wer wird über die Wartezeit hinweghelfen?" fragte er dann.

Zumbach wendete sich ihm zu. "Das vielgeschmähte Kapital", erwiderte er lächelnd. "Da liegen die Sicherheiten!" fuhr er mit erhobener Stimme fort. "Wir werden sparen, bis wir die Schlappe überwunden haben."

"Das hätte man vorher tun sollen!" schrie Huber wütend.

Zumbach fuhr fort: "Nicht auf den Geldsäcken sitzen, meine ich. Unser Tal und seine Bewohnerschaft sind wohlhabend. Was wir heute an neuen Opfern zur Rechtfertigung der früheren beschließen müssen, ist nichts Unmögliches. Und wenn der einzelne sich einschränkt zum Wohl des Ganzen, so wird aus dem Ganzen mit der Zeit ihm der Lohn zurückkommen. Nur darf keiner aufs Heute, müssen alle weit hinein ins Morgen sehen."

Ein allgemeines Gemurmel folgte. Huber hatte Anhänger. Aber auch hinter Zumbach standen zwei Räte. Auch Martens, weitsichtiger als mancher, schlug sich zu ihm. Mit Stichentscheid des Präsidenten wurde der Nachtragskredit für den Straßenbau erteilt.

Als Zumbach die Sitzung verließ, begegnete ihm auf der Straße Crispin, der von einem Besuch bei einem Kranken kam. Er erzählte ihm das Vorgefallene.

„Du hast dir eine schwere Last aufgeladen“, sagte der Sohn.
„Und mich verrechnet, meinst du?“

„Ja!“

Zumbach schwieg. Ein Plan war gescheitert, das sah er ein: Seine Amtsmannschaft hatte ihm den Einfluß nicht gebracht, von dem er sich die Sicherung seiner Stellung als Gemsenbergwirt versprochen. Aber noch war ein Zweck erreicht: Er sprach mit in den Dingen, die die Allgemeinheit angegingen! Er versuchte das Crispin auseinanderzusehen. Ein Wort gab das andere. Sie landeten in Crispins Studierstube, ehe sie es sich versahen.

„Unser Tal ist ein kleines Stück Welt“, sagte der Vater, sich niederlassend. „Und die größere spiegelt sich in ihm. Hier wie dort ist kein Zusammenstehen mehr, kein gegenseitiges Vertrauen. So muß es gemacht sein!“ schreit diese Partei. — „So ist es besser!“ die andere. — „Dass ihrer Duzende sind, das ist der Fluch der Gegenwart. Es gibt keine Völker mehr, nur Marktgeschrei und Händel. Das Ende ist das Durcheinander.“

Crispin sah Zumbach an. Er tat ihm leid. „Du wirst daran nichts ändern“, erwiderte er.

„Aber ich wollte nicht im Schnee sitzen und zuschauen.“

„Die Zukunft gehört andern Überzeugungen als den deinen.“ Zumbach sah den Sohn schärfer ins Auge. „Ich weiß, was du sagen willst“, entgegnete er, „weiß auch, wo du selber stehst. Martens schickt dir nicht umsonst Patienten.“

„Wir wollen eine neue Welt“, sagte Crispin.

„Ihr reißt die alte nieder, ehe ihr die neue aufgebaut habt.“

„Ich weiß, daß du gegen uns bist.“

„Mit allem, was in mir ist. Ihr brennt von Ideen. Aber wenn sie in Wirklichkeit umgesetzt sind, sind sie Asche.“

Um Crispins Mund flog ein gutes Lächeln. „Fast könnte man meinen, wir wären Todfeinde, Vater“, sagte er.

„Und wir sind es eben nicht“, antwortete Zumbach und gab ihm die Hand. „Und das ist, was den andern fehlt. Sie lernen nicht, einander immer wieder die Hand zu geben.“

Zwischen den beiden schwiebte wieder das Sonderbare, eine zwingende Kameradschaft, des einen unbewußter Glaube an des andern Wohlmeinen.

In diesem Augenblick tat sich die Tür auf. Ein Kinderkopf schob sich durch den Spalt. Das Amseli zog den breiten Mund noch ein wenig mehr als sonst den Ohren zu. „Tag!“ grüßte sie, schelmisch, vertraut. Sie war schon ganz zu Hause, bei den zwei Männern da besonders. Wenn sie noch an den toten Vater dachte, war ihr, als sei sie nur einmal auf Ferien bei ihm gewesen. Sie ging jetzt auch zur Schule in Mühringen. Pauline behauptete, sie laufe schon jetzt den Männern nach. Vater und Bruder wickle sie schon um den Finger. Und manchmal haschte ihre rasche Hand nach Anselmas Haarschopf. Aber diese schlüpfte der bitteren Frau blixartig unter Augen und Händen durch.

Peter Zumbach gab es einen Ruck. In einer der letzten Nächte war es ihm wieder durch den Sinn gegangen: Dreimal war ihm das Glück hold gewesen: mit der Kristallhöhle, dem treuen Remigi und mit dem Amseli. Das aber war von den dreien das wunderlichste Wunder! Seine Kinder waren auch einmal klein gewesen. Aber er erinnerte sich nicht, daß er um ihretwillen solch ein Narz geworden wäre! Wie kam das? War er früher ein anderer gewesen als jetzt? War er wacher geworden oder sein Blick tiefer? Oft meinte er, um den dunklen Kopf des kleinen, unumstölichen Kindes Anselma gehe es wie ein Lichtschein, oder eine Stelle, auf die es eben trat, sei hell geworden. Er tat auch jetzt die Arme auseinander. Wie ein Hampelmann, dachte er dabei. Irgend etwas riß sie ihm auseinander. Und das Amseli lachte, nahm einen Anlauf und flog hinein. Während er sich aufrichtete, hing es ihm am Hals, mit den in groben Wollstrümpfen und derbem Schuhwerk steckenden Beinen strampelnd. Die Schuhe drohten von den kleinen Füßen zu fliegen.

„Die sind aufs Wachsen gekauft“, scherzte Zumbach und wußte, das sei so Frau Rosas praktische Art.

Crispin sah ernst und ein wenig versonnen zu. „Aus so einem

Elflein“, sagt er, „kann man noch machen, was man will: mit Holzschuhen ein Bauernjüngsterlein oder mit goldenen Pantoffeln eine Prinzessin.“

„Und was will man eigentlich?“ fragte Zumbach das Kind.

„Nichts“, antwortete Anselma mit schimmernden Augen.

Aber die beiden andern wußten Bescheid: Immer da sein, wo sie, wußte der Gast! Sie sahen einander an, heimlich vergnügt. Dann fragte Crispin den Vater: „Und wenn ihr wieder auf den Berg zieht?“

„Nehme ich sie mit“, antwortete Zumbach.

„Und die Schule?“ gab Crispin zu bedenken. Dabei hätte er auch fragen können: Und ich?

„Was der alte Simmen, der Lehrer, ihr beibringt“, erwiderte Zumbach, „kann ich ihr auch eintrichten.“

Crispin lächelte wissend. „Du hast dich verliebt, alter Herr!“ sagte er.

„Mir scheint, auch andere“, scherzte Zumbach zurück und legte das Amseli dem Sohn in die Arme.

Der schaute darauf niedrig, hielt es umbeholfen, und grüßlerisch, wie immer, meinte er: „Das macht nur das Ungeheure. Es ist uns zwei Krautern, als sei auf einmal aus dem Küchengemüsebeet eine blaue Tulpe gewachsen.“

Dann aber fragte er Anselma plötzlich: „Zu wem willst jetzt lieber? Zu ihm oder zu mir?“

Die Kleine machte Augen wie dunkle Tore. Aber sie streckte die Hand nach Zumbach aus.

„Natürlich, da ich sie gefunden habe“, erklärte dieser und staunte doch über sich selbst, daß die Entscheidung des Kindes ihm wichtiger war, als er sie darstellte. Und lange blieb ihm diese erste Parteinahme für ihn im Gedächtnis . . .

Mit diesem Gespräch war jedoch die Entscheidung darüber gefallen, daß das Amseli beim nächsten Umzug mit nach dem Gemsenberg sollte.

Pauline freilich protestierte, daß man das fremde Ding auch wieder mitschleppe, und fragte, ob man denn gedenke, es ewig zu behalten?

Aber Zumbach tat, als habe er das böse Wort nicht gehört, und Frau Rosa meinte, eins mehr oder weniger am Tisch befrage nichts. So blieb es bei Anselmas Mittagstafel.

In mehreren Wagen ging es im April wieder bergzu. Und wieder saß Frau Rosa im vordersten zwischen Paketen und Kisten, Lebensmittel- und Wäschevorräten, und sie waren ihr wichtiger als die Insassen der hinteren Fuhrwerke. Im zweiten hatte Anselma neben Zumbach ihren Platz, und ihnen folgten im dritten Pauline und die beiden Mägde Regine und Meie, die auch den neuen Sommer im Bahnhofswirtschaftshaus mitmachen sollten. Pauline war mürrisch: Nun war nicht nur das Kindelkind, sondern auch Regine wieder da! Aber sie setzte die Zähne zusammen. Ob Regine oder eine andere, einmal mußte der Kampf um den Remigi ausgefochten werden! Und sie war bereit, ihn jetzt anzutragen. Sie starnte von Stacheln, wie ein sich ballender Jigel. Die Mägde hatten keine vergnügliche Fahrt.

Heftige Westwindböen sausten kälter und kälter über die Köpfe der Reisenden, zausten ihnen die Haare und wehten Schwanz und Mähne der Pferde gleich schwarzen Fahnen auf.

Die Meie, die Kleine, dicke, schob die verdrossene Schweigsamkeit Paulines auf das Wetter. Sie wickelte sich fester in die Decke und beguckte den Schnee, der noch in allen Mulden lag. Regine aber streifte mit wissendem Blick das Gesicht der Meisterschöpferin. Sie zweifelte, ob es gut war, daß sie selbst sich doch wieder zur Mitfahrt entschlossen. Den ganzen Winter über hatte sie umsonst auf den Besuch des Remigi gewartet und die Ursache seines Nichtkommens wohl erraten. Aber ihr Herz hatte ihr nicht Ruhe gelassen. Es drängte sie, den Burschen wiederzusehen und Klarheit zu bekommen, ob er ihr ganz verloren sei. Drohend fast sah sie den Rücken der vor ihr sitzenden Pauline aufgerichtet. In verbissenem Schweigen verharrete diese Stunde um Stunde. Regines Sinn war so leicht wie ihr scheniges Haar; aber manchmal geriet sie doch in Versuchung, ihre Widersacherin da vorn bei den Schultern zu packen und zu schütteln: Sprich doch ein Wort! Ich bin doch auch ein Mensch! Sie kämpfte redlich gegen den in ihr wachsenden Zorn; aber das machte auch sie schweigsam, so daß sie selbst der harmlosen Meie kein Wort gönnte.

Höher und höher zogen die Wagen. Der Wall der Berge wurde niedriger, rauher noch der Wind. Jetzt mußte man bald zum

erstenmal das Hospiz auf der Höhe erblicken! dachte Regine. Bald auch würde Remigi aus einem der Gebäude treten, und — wie würde sie ihn finden? Was würde er ihr zum Gruß sagen?

Auch Pauline werweiste der Ankunft entgegen. Aber in ihr war es dunkel. Und sie wußte nicht, was sie erwartete. Sie kannte sich in sich selbst nicht aus.

Neben Zumbach saß das Amseli, zum Schutz gegen die wachsende Kälte in eine Pferdedecke gehüllt. Ihr schmales Gesicht stand wie ein Elfenbeinschnitzwerk im rauhen Rahmen des Wolltuchs. Manchmal öffnete sich der breite Mund vor Verwunderung. So hoch hinauf war sie nie gekommen! Einsam wurde es, wild, fast zum Fürlchen! Manche Berge waren fahl vom franken Winterschnee, wie Totengesichter! Wolkenfahnen flogen. Als schwinge sie eine unsichtbare Hand, hinter Bergen herauf, hinter Bergen hinunter! Manchmal heulte der Wind irgendwo, wie ein flüchtender Wolf! Grauslich! Anselma fasste zaghaft nach Zumbachs Hand, die das Leitseil hielt.

„Ist dir kalt?“ fragte er, erst bemerkend, wie verloren sie neben ihm saß.

Aber sie war sogleich getrostet. Es genügte ihr, daß er sprach. Was konnte einem geschehen, wenn er da war? In Mühringen bei der Abfahrt hatte sie einen Augenblick wie ein vergessener Regenschirm herumgestanden. Da hatte er nach ihr gerufen, sie in den Wagen gehoben, sie eingewickelt. Hei, was das gut war!

„Es ist jetzt noch fast Winter hier“, erzählte jetzt Zumbach. „Das wird alles ganz anders. Die Sonne kommt dir nahe, wie nie im Tal, streichelt dich, wärmt dich, kigelt dich, bis du lachst. Und Blumen gibt es, wie man nirgends sonst findet. Dann kommt das Herrenvolk gefahren, ein ganzes Reiseheer, Tag für Tag, drollige Menschen, merkwürdige Menschen, solche zum Lachen und solche zum Staunen. Augen wirfst du machen, Anselma! Augen!“

Weitauft staunte das Amseli schon jetzt.

Aber Zumbach hatte noch nie jemandem so erzählt. Und es wurde ihm selbst dabei sonderbar zumute. War der Gemsenberg anders als andere Jahre? War das, weil das kleine Menschen-spielzeug da war, da neben ihm? Er bog sich nieder und stopfte die Decke auf allen Seiten noch dichter um den kindlichen Körper. Dabei wurde ihm selber warm, als hüllte ihn, den alternden, müchtern Mann, etwas ein.

Nun stand dort das Pfarrhaus! Frau Rosa klatschte mit dem Flügel auf den Rücken ihres Pferdes. Gleich darauf verfielen alle drei Tiere in Trab.

Schwere, dunkle Mauern trugen das mächtige schwarze Schindeldach, auf dem noch Reste vereisten Schnees hafteten. Der Wind sauste fessellos über die Hochebene. Aber das Pfarrhaus stand plump und herrisch da und stemmte die vier Granittürme gegen seine Gewalt. Die kleine Glocke begann zu läuten. Ihre Klänge zerplitterten in hilflose, manchmal fast weinerliche Einzelrufe, die der Wind packte und forttrug und von denen sie und da einer noch einmal aufstellte, ehe er sich in irgendeine Ferne verlor. Einer der Winterknechte läutete die Kapellenglocke. Aber die andern, der Remigi voran, warteten vor dem Haus auf die Ankommenden. Remigi, der Rotkopf, hatte ein wildes Aussehen, als stecke er, wie ein Tier, noch im Winterhaar. Sein Gesicht war braun und gesprungen vom Einfluß der Schneersonne. Der Remigi passte zum rauhen Haus, das er gehütet hatte. Aber um seinen festen Mund flog ein Zucken, als er, alle andern geselltentlich übersehend, zuerst zum Pferd Frau Rosas trat. Bei der hemmte ihn keine Befangenheit.

Frau Rosa stieg aus, wie die Schaffnerin und Werktagsfrau austiegen mußte. Sie wartete nicht auf Hilfe. Mit Rück und Griff langte sie das Gepäck aus dem Wagen, so viel sie mit einemmal fassen konnte. Damit stieß sie die Haustür auf. Die übrigen mochten für sich selber sorgen!

Zumbach hob das Amseli zur Erde und grüßte den Remigi: „Tag! Ist alles gut beieinander?“

Da grüßte Remigi zurück. Aber heimlich schielte er jetzt nach dem dritten Fuhrwerk, von dem drei Frauenzimmer kletterten, wandte ihm den Rücken und führte Frau Rosas Pferd ab. Möchte ein Wirknacht denen da drüber an die Hand gehen!

* * *

wenig nach den warmen Mühringer Stuben. Auch Crispin fiel ihr ein, und ein bißchen fehlte ihr auch er.

„Das Holz scheint hier teuer zu sein!“ begehrte Pauline auf. Ein Winterknecht versicherte, beleidigt, die Eisenöfen ständen schon seit drei Tagen in Brand.

Pauline surrte in die Hinterstube. Ihre üble Laune galt nicht der Kälte, sondern der Tatsache, daß Remigi sich noch nicht um sie gekümmert hatte.

Auch Regine trat an Anselma vorbei und hatte eine stille Kümmernis im Gesicht. Auch ihr war der Empfang nicht nach Wunsch geraten.

Alle landeten zuletzt in der Hinterstube. Bald war sie mit Menschen und Waren überfüllt. Das Amseli kauerte verloren auf einem Stuhl. Aber der Ofen daneben glühte, und Anselma nestelte ihr Tuch los. Dann wartete sie geduldig, bis wieder jemand für sie Zeit haben werde.

Die Stube war wie das warme Herz des Pfarrhauses. Anselma sah von ihr aus auch die übrigen Räume Leben gewinnen. Zumbach und Frau Rosa, Pauline und die Mägde verschwanden nach und nach in Küche, Wirtschaftsräumen und Schlafstuben. Anselma saß und wohnte von seines dem Erwachen des Hauses bei. Läden wurden geöffnet, schlügen mit Krähen an die Mauer und schnappten in die Riegel. Jetzt tat das Haus die Augen auf! dachte das Amseli. Aus der Küche tönte ein Knistern. Das Herdfeuer brannte schon. Jetzt atmete das Haus! dachte das Amseli. Von Zeit zu Zeit erschien eine der Frauen, holte irgend etwas aus den Schichten der Pakete und Kisten und verschwand wieder, ohne zu sprechen. Das Amseli hockte vergessen auf seinem Stuhl. Zumbach, auf den sie wartete, blieb lange aus; denn er dehnte seinen Rundgang auch noch auf die Ställe aus. Fast wäre das Kind vor Einsamkeit und Stubenwärme eingeschlafen. Aber zuletzt erschien der Wirt. Das Blut stieg ihm zu Kopf, als er die Kleine noch immer an derselben Stelle erblickte, an die er sie hingepflanzt, und er ärgerte sich, daß wieder einmal niemand für seinen Schützling Zeit gehabt. „Komm, du Häuflein Elend!“ sagte er dann und führte Anselma nach der Schlafkammer, wo für Frau Rosa und ihn die Betten standen. „Da bekommst auch du Quartier“, erzählte er, nahm ihr Tuch und Wollhaube ab und ließ sie in die Sachen schlüpfen, die er aus einer Handtasche packte. Aber da die Kammer kalt war, brachte er sie in die Wohnstube zurück und hieß sie eine Kiste auspacken, in der allerlei Bücher sich befanden.

Das tat das Kind und war zufrieden und heimisch. Was brauchte es, wenn der Zumbachvater da war!

In der Folge erlebte dann das Amseli ein Erwachen, das noch viel merkwürdiger und mächtiger war als das des Hauses. Die Berge, diese stummen Wächter, die rings den Pfarr behüteten und unter denen der Gemsenberg der zahmste und niedrigste war, streiften das Winterkleid ab. An einzelnen Alphalden begann es zu grünen. Aber selbst der Stein der Granitwände schien sich leise zu färben, als pulse Blut im grauen Fels. Das war das Moos, das aus jeder unsichtbaren Spalte wuchs. Und Blumensträuße stellten sich die grauen Steinkräne an die Brust wie glückliche Hochzeiter: Rote, leuchtende Fluhblumen hingen auf einmal aus allen Riten. Wie Tränen leiser Rührung träufelte da und dort ein Wässlein von einer Wand. Aber erst die Ewigschneemänner, der Rhonestock und der Schyn und der Galen, und wie sie alle hießen, und zwischen ihnen die Gletscher verloren ihre Schattenkälte. Die Sonne entzündete ihr Feuerwerk auf ihren Zinnen. Das blieb und flamme vor dem blauen Mantel des Himmels. Ganz bang wurde Anselma vor so viel Licht.

Eines Tages brach die Eisdecke des Totensees ein, und Tage später lag da ein Stück Blau zwischen den Felsen, als sei ein Feuer Himmel herabgesunken. Aber mehr: Bergfinken schlügen. Lerchen stiegen. Schon tönten Murmeltierpisse aus den Geröllhalden. An den Sumpfstellen erschienen die blauen Gentianen und strahlten, und neben ihnen öffneten die weißen und farbigen Anemonen ihre samtenen Kelche. Welch ein Wunder das war! Nicht als Bild nur, sondern weil man auch hier meinte, es schlügen Herzen neu und tote Felsen, wie vordem das tote Haus, begonnen neu zu atmen und zu sein.

Einmal zeigte Zumbach Anselma ein Rudel Gemsen, das hoch an einer Berglücke in der Abendsonne öste. Dann hieß er sie auf die Pfarrstraße achten. Da sei jetzt vieles zu sehen. Da kamen Scharen welscher Arbeiter, schwer bepackt mit Habseligkeiten, von

*

*

*

Das Amseli steckte die Hände ins dicke Wolltuch, mit dem ihr Oberkörper noch immer umwickelt war. Im Flur, in den sie traten und der so einen Augenblick von Menschheit wimmelte, herrschte eine kalte Kellerluft, und sie fror und sehnte sich ein

Süden heraus. Kaufleute zu Fuß und zu Wagen, Säumer und Viehhändler mit ihren Herden trafen ein. Auch Vergnügungsreisende ließen sich schon sehen.

Das Amseli, sich selbst überlassen, hockte hinterm Haus im Gras oder auf einem Stein und hörte und sah das Getriebe. Wagenrollen, Hupen von Kraftwagen, Viehbrüllen, Menschenstimmengewirr, aus den Wirtshäusern Tellerklappern und Stühlerücken. Wie in einem Riesenbienenkorb ging es im Paßhaus manchmal zu. Dort waltete und hantierte Frau Rosa vom frühen Morgen bis spät in die Nacht, nicht eigentlich ein Führer der Dienstboten, deren Zahl sich täglich noch mehrte, sondern mehr nur ein Beispiel einer fast unheimlichen Arbeitskraft, die Lässigen nicht mitreißend, sondern mit eigenen Händen verrichtend, was jene versäumten. Auch die Pauline schaffte dort mit, an Leistungsfähigkeit der Mutter kaum nachstehend, aber mit ihrem galligen Wesen niemand zur Freude. Mit der hellen Regine freundete das Amseli sich an. Wenn sie mit ihren runden weißen Armen auf dem Rasenplatz hinter der Kapelle die Waschseile spannte und die Wäsche hängte, reichte das Kind ihr die Klammern, und sie lachten und scherzten und sangen zusammen. Auch den Remigi mochte Anselma leiden und schlüpfte hinüber, wenn an den Ställen sein roter Schopf auftauchte. Er sprach nicht viel, aber er kam ihr manchmal vor wie ein großer, treuer, gutmütiger zottiger Berg Hund, den man zupfen und necken konnte, ohne daß er biss. Über allem Getriebe, wie der Kopf überm Leib, stand Peter Zumbach, der Vater. Das Amseli in seiner kindischen Seele war manchmal fast scheu vor seiner Bedeutung. Nicht, daß er viel Lärm machte! Aber inmitten allen Andrangs von Gästen, Fuhrwerken, Tieren, inmitten von Geschrei, Gesang, Tanz und Unraustand er und tat mit einem ruhigen Wort, einem Lachen, einem strengen Blick, was nötig war, um allem Richtung, Ruhe oder Sinn zu geben. Er beschwichtigte ungeduldige Gäste, war zur Stelle, wo Streit entstand oder Mensch oder Tier krank war. Kam irgendein großer Herr, ein reicher Amerikaner, ein Fürst, ein Bischof — Peter Zumbach trat vor ihn, zog sein Käpplein vom großen Kopf und hieß ihn willkommen; aber sein krummer Rücken bog sich nicht mehr vor ihnen als vor dem armen Teufel, der sein Essen erbettelte, statt es zu bezahlen. Die Leute rühmten ihn oft, sein gleichmäßig freundliches Wesen, sein Wirtsgeschick und die Güte der Herberge. Aber auch von dem Amtsmann Zumbach sprachen sie, und daß er einen weiten Blick, einen großen Zug in seiner Amtsführung als Talrat habe, eigentlich in eine weniger unfruchtbare Zeit gehöre. Das Amseli hörte das mit an, verstand nicht alles, aber genug, daß es stolz auf den Zumbachvater war und dann wieder fast verwirrt, weil derselbe Vater oft mehr Zeit für es kleines, unbedeutendes Wesen als für alle andern zu haben schien.

Peter Zumbach, so belastet sein Tag mit Pflichten war, amtete als Lehrer der Anselma. Sonderliche Zeit! Fast zum Lachen, wie der Schulmeister, der doch keiner war, und das Kind jetzt, am frühesten Morgen, in einer zufällig leer gebliebenen Schlafstube unterm Dach, jetzt, nach dem Trubel der Mittagsmahlzeit, auf der Heudiele und jetzt, schon nahe vor dem Schlafengehen, im Winkel der Hinterstube über den Schulbüchern saßen. Rechnen, Schreiben, Lesen lehrte Zumbach das Amseli und machte ein strenges Gesicht, obwohl ihre Unstetigkeit ihn oft in Staunen setzte und er versucht war, sie zu rütteln oder mit ihr zu tändeln und zu lachen. Sie aber blieb ebenso ernst, obwohl sie fühlte, der Zumbachvater würde nicht schmälen, wenn sie ihm, wie es sie geflüsterte, an den Hals spränge.

Seltsame Zeit!

Neben alledem indessen, dem Trubel des Verkehrs in Haus und Straße und dem stilleren Geschehen der Lehrstunden, hatte das Paßhaus Dinge und Leben, die Anselma verborgen blieben, die sie noch nicht ahnte oder nicht verstand. Fern und fremd blieben ihr die geschäftige Frau Rosa und die scharfe Pauline. Nach wie vor hatte jene nicht Zeit, diese den Willen nicht, sich um den Findling zu kümmern. Zuweilen über einer hastigen Mahlzeit fiel ein Wort von Crispin. Dann spitzte Anselma die Ohren. Sie vernahm, daß er einen immer erstaunlicheren Zulauf von Patienten habe, und ihr Herz wurde warm, wenn sie hörte, wieviel Gutes er tue und wie er über alle Vernunft sich für Kranke und Notleidende aufsperte, ohne dabei auf eigenen Vorteil zu achten. Wenn dann des Zumbachvaters Gesicht sich verfinsterte und er bemerkte, Crispin sei eben ein Phantast und

mit Leib und Seele der Partei der Roten verschrieben, so verstand sie das wieder nicht, aber es genügte ihr, die Verführer Crispins auch als ihre Feinde zu betrachten.

Remigius hatte seit dem Wiedereinzug der Zumbachs nicht mehr zu seiner Winterruhe zurückgefunden. Viele Dinge heiligten ihn. Er war eines Tages mit Zumbach an einem der hochgelegenen Alpställe gestanden, zu denen gegen den Sommer hin ein Teil des Viehs getrieben wurde, und sie hatten von dort nach dem Paßhaus hinuntergeblickt. Die Menschen und Fuhrwerke vor seiner Tür erschienen klein und emsig, wie Ameisen.

„Es scheint doch noch ein gutes Jahr werden zu wollen“, bemerkte Remigi.

„Ganz schlecht kann es hier oben nie sein“, antwortete Zumbach mit sinnendem Ernst. „Dazu ist die Straße zu sehr das Band zwischen zwei Ländern.“

Remigi warf einen Blick auf des andern Gesicht. Es schien grau. Und schon mehrmals hatte in letzter Zeit der Knecht diesen düsteren Ausdruck darin gesehen. Er mochte nicht weiterreden. Ihm war selbst schwer genug.

Zumbach aber sagte: „Manchmal ist einem, als werde das alles da unten eines Tages im See versinken.“

Remigi schüttelte den Kopf: „Das ist anders. Die Häuser bleiben, und wir müssen fort.“

Da fuhr Zumbach auf. „Müssen?“ fragte er.

Darauf wieder Remigi: „Gegen den Tod ist kein Kraut.“

Und Zumbach: „Auch das Leben kann einen vertreiben.“

„Euch doch nicht!“

„Warum gerade mich nicht?“ fuhr Zumbach zornig herum.

„Das Gemsenberghaus ohne Euch! Wo denkt Ihr hin?“

Da machte Zumbach kleine Augen. „Keiner ist unersetzlich“, erwiderte er. „Und dann: In Mühringen sind viele, die warten.“

Remigi fielen Schuppen von den Augen. Die Wirtspacht lief nächstes Jahr ab! Also darum quälte sich Zumbach noch immer! Ausgerechnet Zumbach! So viel Narren würden doch wohl nicht in Mühringen sein, den von Haus und Verdienst zu bringen! Wie Steine polterten die Gedanken über den Knecht hin.

Auf dem Heimweg schwiegen beide. Zumbach schritt voran, Remigi hinterdrein; der wälzte die Gedankensteine, wie ein Wildbach seine Kiesel. Er fühlte, wie der, der vor ihm ging, mit etwas kämpfte. Man hörte, daß er, seit er im Rate saß, ein viel angefochtener Mann war. Man wußte, daß er am Paßhaus da unten wie mit Klammern hing. Natürlich! Wenn er nun wirklich nicht mehr sicher sein sollte auf seiner Scholle? Sapperlot! Das mochte einem schon Kopfszerbrechen machen!

Aber halt, da war noch ein anderes! Wie gröbere Steine kam es gerollt. Wenn der da vorn um dieses andere wußte? Das war wegen der zwei Frauenzimmer, die jetzt wieder da waren! Der Regine und der Pauline! Wenn er, Remigi, Regines blonden Kopf auftauchen sah, dann war es, als krallten sich Geiernägel um sein Herz. Rein krank war er nach ihr! Zuweilen schien ihm, sie lauschten beide nacheinander aus, sie wie er, warteten eines auf ein Wort vom andern. Aber keines sprach. Halb scheu, halb schmollend, lebten sie aneinander vorbei. Wegen — wegen der Pauline! Die war nicht stumm geblieben. Gleich am ersten Abend nach ihrem Wiedereinzug war sie zu ihm nach den Ställen gekommen und hatte ihn ins Dunkel gerufen. Geschenke hatte sie ihm mitgebracht, eine Pfeife, eine silberne Uhr, ein wahres Staatsstück. Wahrlich, so hübsche Dinge hatte er nie besessen! Das Gefallen war ihm nur so in die Glieder gefahren! Und gleich darauf ein lästiges Gefühl: Die will dich kaufen. Aber sonderbar: Die Pauline war gar nicht gewesen wie sonst, nicht rauhauzig, ganz still, fast demütig, als hätte sie sagen mögen: Kannst dich meiner nicht ein wenig erbarmen? Und wohl oder übel hatte er sich erbarmt, hatte ihre Hand genommen und gestottert, sie verwöhne ihn ja!

Da hatte sie sich an ihn gedrängt und geflüstert: „Merkst denn noch immer nicht, daß ich das muß?“

Ihr Gesicht war dann plötzlich wieder dicht vor dem seinen gewesen und ihr Mund durstig zu seinem erhoben. Er wußte nicht mehr, ob sie den Kuß genommen oder er ihn gegeben. Aber eben dieser Kuß! Und was seither geschehen! Er hatte nicht mehr Ruhe! Überall traf er die Pauline! Sie besaß eine erstaunliche Gabe, ihn einzusangen, wie man eine Maus fängt.

(Fortsetzung folgt)

37000 Kilometer auf dem Fahrrad

2. Reisebericht aus Uruguay und Paraguay mit Aufnahmen des Verfassers

Unser Mitarbeiter Siegfried Schüze hatte sich nach seiner Radreise durch Spanien und Nordafrika, von der er in Heft 1 des Jahrgangs berichtete, nach Südamerika eingefäst und erzählt uns hier von seinen Erlebnissen und Abenteuern.

Die Schriftleitung.

Land in Sicht: Südamerika! Es stimmte tatsächlich: Unser Ozeanriesen, der „Antonio Delfino“, mußte heute in Montevideo eintreffen. Nach 21 Tagen Seereise hieß es nun wieder radfahren. Ich freute mich schon lebhaft darauf; denn viel zu lange mußte man auf einer solchen Überseereise ausruhen. Mit einer verstauchten Hand — als sportlichem Andenken an den Bogenkampf gegen den Schiffsmaster der Matrosen — verließ ich, ein halber Invalid, nach der Paktkontrolle den Dampfer.

In den Hafenanlagen der Innenstadt wurde mir mehrmals das Wort „Loco!“ („verrückt“!) zugerufen. Den Grund dieser Anwürfe erfuhr ich dann bald: Die Sitte kennt dortzulande bei Erwachsenen nicht das Tragen kniefreier Hosen; man hielt dies sogar für unanständig. Oft lachte mir auch das schöne Geschlecht nach: „Holla — seht den großen Jungen mit den Kinderhosen!“ Wegen der Mückenplage in Montevideo legte ich mir deshalb ein paar feste Breeches zu, um fortan gegen menschliche Sticheleien und tierische Stiche gefeit zu sein.

Straßenhändler boten in Del gebakene Maisküchen feil, des Uruguayers Lieblingsgericht. Die Herbstsonne lachte noch warm über dem südamerikanischen Camp. Weite Landschaft unter blauem Himmel; endlose Grassteppen, auf denen, vom Wege abgezäunt, Tausende von Rindern und Schafen weideten.

Die ersten Tage meiner Fahrt im neuen Erdteil brachten mir schon Sitzbeschwerden, auch Schmerzen im Magen und Rücken. Von der lehmigen Regenzeit her waren die Pferdehufe tief in den Weg eingegraben, und es kostete etlichen Kraftaufwand, um mit dem Rad darüber hinwegzukommen. Auch störten mich die Camprinder; denn ihrer einige waren durch den Zaun gebrochen, um das frische Gras zu fressen, und rasteten nun, über mein Erscheinen erschrocken, wie toll vor mir her. Eine Zeitlang ertrug ich den Staub und das Hufgedröhnen der dahin-

jagenden Bierbeinerhorde; kaum aber trat ich energischer in die Pedale, blieb ein Ochse nach dem anderen hinter mir zurück oder raste blind in den Drahtzaun. Ein einziger nur wollte, in sturem Eigensinn, sich nicht überholen lassen. Und — o Schreck! — plötzlich warf sich das Ungetüm herum und ging mit gesetzten Hörnern auf mich los. Doch gelang es mir, ihm durch einen raschen Bogen auszuweichen. — Was für ein seltener Mensch! staunten die Gauchos in Uruguay. „Er ist kein Fleisch, trinkt keinen Maté und ist dabei groß und stark!“ Auf einer Estanzia war ich während der Nacht am Lagerfeuer gastfreudlich aufgenommen worden. Während ich aus gesundheitlichen Grüünden den Spießbraten ablehnte, hieben die anderen mit um so größerem Behagen in die fetttriefenden heißen Fleischstücke ein. Danach wanderte der Matétopf mit dem Sauglöffel im Kreise herum.

Die ganze Nacht tobte ein prasselndes Unwetter, und als ich am Morgen weiterfahren wollte, warteten meiner ungeahnte Strapazen. Nicht mal mehr schieben ließ sich das Fahrrad in der aufgeweichten, schmierigen Erde. Oft bis an die Knie im Morast watend, das Rad auf dem Buckel und noch zwanzig Kilo Gepäck



Marktweib aus Asunción mit der unvermeidlichen Zigarette im Mund



Die Flussübergänge in Uruguay sind nicht immer so, wie sie sein sollten

dazu, quälte ich mich mühselig dahin. Kam ich an einen Fluß, so blieb mir nichts weiter übrig, als mich auszuziehen und, das Rad hoch überm Kopf, bis an die Brust ins kalte Wasser zu steigen. Denn Brücken sind in Uruguay eine Seltenheit.

Trapp, trapp, trapp! tappt noch heute die Pferdebahn durch die unregelmäßigen Kopfplasterstraßen der Stadt Salto am Uruguaystrom. Sieben Kilometer vor diesem Ort bekam ich glücklicherweise Arbeit bei einem Plantagenbesitzer und brauchte mich also während der winterlichen Regenzeit nicht mit dem Fahrrad abzuplagen. Doch die Freude blieb nicht ungetrübt: In meiner Schlafkoje wimmelte alles von Ratten. Mochte ich meinen Proviant sack noch so hoch an der Decke befestigen — sie fraßen ihn trotzdem leer. Auch mit Arsenik getränktes Butterbrot verdaute ihr widerstandsfähiger Magen ohne Beschwerden. Zwei Monate hielt ich auf dieser Rattenfarm aus, um dann aufs neue mein Stahlross zu fresseln, nachdem ich, mit einigen Schwierigkeiten, die Papiere zur Einreise nach Argentinien erhalten hatte. Nach dem naßkalten Winter gab es nun auch wieder Sonne.

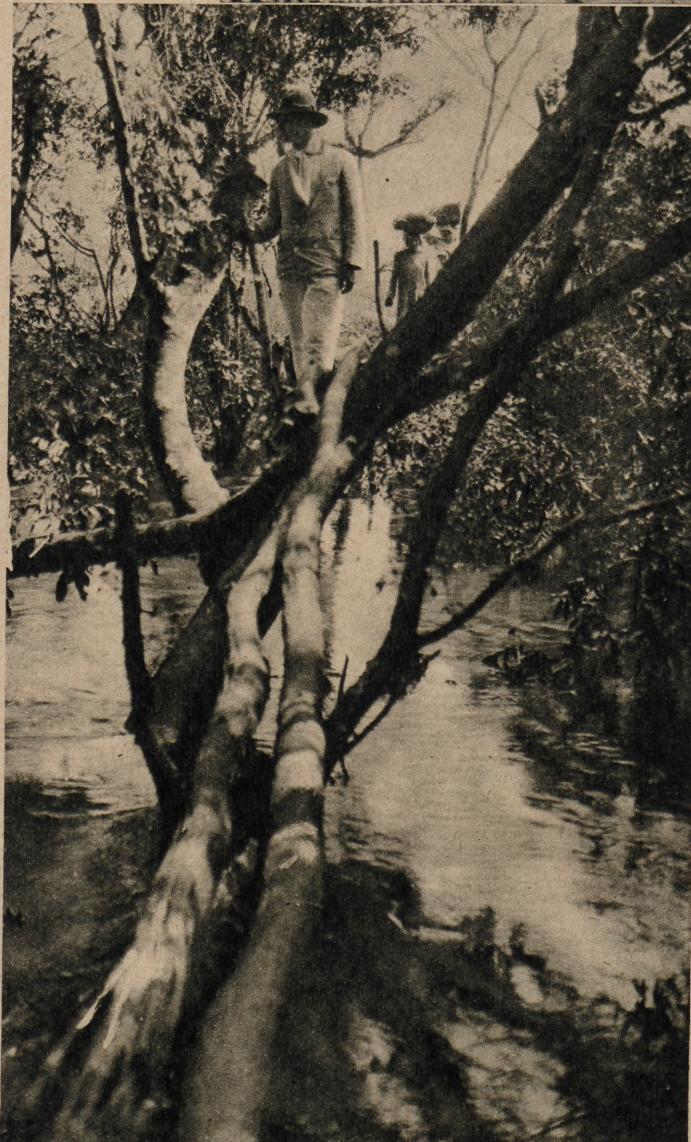
Ich kam an zahlreichen Straußenfarmen vorbei, die hier ein einträgliches Geschäft bilden, und bestaunte die Corrientiner Männertypen mit ihrer bandagierten Bauchumwicklung, über der sie einen patronengekippten Ledergürtel trugen, der oft von sechs bis acht Schnallen gehalten wurde. Auch ich zog mit einem schweren 38-Revolver durchs Land. Dieses Eisenstück belästigte mich beim Radfahren zwar ungemein, doch hatten mich wohlmeinende deutsche Landsleute nachdrücklich vor plünderndem Banditengesindel gewarnt, das die Gegend dort unsicher mache. Außerdem sollte mich der Revolver später bei der Durchquerung der brasilianischen Urwälder gegen Raubtiere schützen.

Zunächst aber mußte ich über den Parana-Strom, der an dieser Stelle 3500 Meter breit sein sollte. Dies dünkte mich einigermaßen unglaublich, denn die Häuser der Stadt Encarnación in Paraguay waren vom argentinischen Ufer aus noch deutlich zu erkennen. Aber: „Sie können's uns schon glauben, junger Mann: Eine halbe Stunde fährt das Motorboot von hier zur anderen Seite!“ beteuerten ein paar braune Weiber, die in elegantem Bogen ins Wasser sprangen und, nach Männerart, dicke Zigaretten pafften.

Das Städtchen Encarnación, auch von deutschen Kolonisten besiedelt, wurde vor Jahren durch einen Zyklon zerstört, der viele Menschenopfer kostete und riesigen Sachschaden verursachte. Die rote



Apfelsinen- und Mandarinenernte in Corrientes (Argentinien)



Ein lustiger Weg führt übers Wasser; da heißt es, Balance halten



paraguayische Erde gilt als überaus fruchtbar. Allenthalben pflanzen die Kolonisten das „Grüne Gold“, die Yerba Mate; auch alle anderen tropischen Früchte gedeihen in diesem gesegneten Lande. Aber mir armem Radfahrer blühte das gleiche Schicksal wie in Uruguay: Die rote Erde, noch von der Regenzeit klebrig, setzte sich auf den Fahrraddecken und in der Borderradgabel fest, so daß ich nur mühsam weiterkam. Als Weg benutzte ich von jetzt ab die Eisenbahnstrecke, wobei ich, wenn Flüsse kamen, wenigstens den Vorteil hatte, mein Rad über die Brücke fahren zu können. Doch Hinter- und Borderradspeichenbrüche blieben an der Tagesordnung. So glaubte ich denn, in

Alte Marktweiber in „Villa-Rica“ verkaufen Mandioca, eine Wurzel, die Mehl enthält, sowie Zuckerrohr und Knollenfrüchte

Villa-Rica einen vorteilhaften Tausch gemacht zu haben, als ich dort von einem Pferdehändler für mein Fahrrad ein Maultier, das er mir für die Urwaldreise durch Paraguay und Brasiliens als vortrefflich ansprach, eingetauscht bekam. Ich hätte ein Pferd, das sich besser zügeln ließ als das bockige, launische Maultier, vorgezogen, doch der Händler empfahl das Maultier, da es als Lastträger die Strapazen geduldiger aushielte, auch im Futter genügsamer sei. Der Radweltreisende ritt also stolz auf seinem Maultier zur Stadt hinaus — froh, daß ihm nun Bäche und Moraststellen nichts mehr würden anhaben können. Aber was war das? Mit einem Ruck blieb das Maultier stehen und machte Miene, nach der Stadt zu umzudrehen. Ich zog die Zügel an — da segte die Mula mit mir in den Drahtzaun hinein, und mein guter Rucksack war aufgerissen. Endlich, mit leiser Sporenhilfe, kamen wir wieder ein Stückchen voran. Doch da erreichten wir den ersten Bach, über den zwei Balken hinübergelegt waren. Mein eigensinniges Reittier aber wollte weder über diese Behelfsbrücke noch auch durchs Wasser. Jedesmal, wenn ich ihm die Sporen gab, warf es sich hoch, und ich flog hinunter. Was tun? Als der klügere gab ich nach und ließ meine Mula nach Villa-Rica zurücktraben. Gern nahm ich den Spott des Händlers in Kauf, der meine klägliche Reitkunst bemängelte, dann aber doch, wenn auch widerwillig, mein liebgewonnenes Fahrrad wieder herausrückte.

Wie glücklich war ich, als ich aufs neue mein Stahlroß wieder unter den Beinen hatte! Lief es doch überall hin, wohin ich es lenkte. Nordwärts ging nun die Fahrt zwischen den Schienen der Zentralbahn von Paraguay. Die Sonne brannte jetzt Tag um Tag sengender, und mich plagte der Durst. Das Wasser in den Flüssen erwies sich als lehmig und ungenießbar. So entschädigte ich mich denn, indem ich, wenn ich des Abends eine Ortschaft erreichte, den Saft von etwa vierzig Apfelsinen schlürfte, was stets einen köstlichen Genuss für meinen ausgedörrten Radfahrergaumen bedeutete. Geld brauchte man hierzulande für diese edlen

Früchte meist überhaupt nicht zu bezahlen; sie lagen unter den Bäumen, und sogar die Schweine mästeten sich mit ihnen. Auch sonst empfand ich den Paraguayer als sehr gastfreundlich. Überall bot man mir reichlich Mandioca, eine nahrhafte, Mehl enthaltende Wurzel, aus der man sogar Brot und Brezeln zu backen verstand.



Wilder Bananenwald bei San Bernadino

„Boliviano! Boliviano!“ brüllten mir oft die vom Chaco-konflikt Aufgeregten nach, doch ich grüßte die Leute freundlich und stellte mich als Deutscher vor, worauf man mich stets sehr liebenswürdig empfing. Rühmenswert übrigens der Nationalstolz dieser Paraguayer: Selbst die ärmlichsten Ranchobewohner sammelten für die Kasse gegen den bolivianischen Chacoeffall.

Das Bild zeigt den Verfasser mit seinem Fahrrad beim Durchqueren eines Flusses, was sich oft 6 bis 8 mal am Tag wiederholte; daß erwiesen sich die Gauchos als außerordentlich hilfsbereit





Pferdestraßenbahn in Salto (Uruguay)

In San Bernadino, einem an einem Wege liegenden Badeort, wo viele deutsche Kolonisten wohnten, wurde ich von meinen Landsleuten im besten Hotel gastlich aufgenommen. Ich wollte mir hier etwas Ruhe gönnen und meinen vierundzwanzigsten Geburtstag feiern. Wäre nur die Moskitoplage nicht gewesen!

Einmal stand ich auf dem großen Stein am See, um nach erquickendem Bad ein wenig Gymnastik zu treiben. Da kam ein kleines Männlein mit überlangem Haar, im Gesicht ein paar kluge Augen, des Weges daher und grüßte mich freundlich auf deutsch: „Na, junger Mann, Sie sind doch bestimmt kein Paraguayaner, da Sie so exakt Ihre Turnübungen machen!“ Es stellte sich heraus, daß es ein Schweizer Astrologe war. Als er erfuhr, daß gerade mein Geburtstag sei, stellte er mir unentgeltlich ein Horoskop. Er riet mir, das Land sofort zu verlassen, da es mir hier nicht gut ergehen würde. Er sagte, ich sei ein Jungfrauenmensch. In meinem Aspekt läge nur das Vorwärtskommen in Brasilien und der Südschweiz günstig. Weiter behauptete er, daß Paraguay im Zeichen des Krebses liege; die Nation habe daher keine erfreuliche Zukunft mehr. Mit dem kommenden Sommer aber wäre mir das Bewältigen der Urwaldstrecken kaum mehr möglich.

So setzte ich denn kurz darauf meine Weiterreise beschleunigt fort, um noch die Hauptstadt Asunción zu besuchen. Dann aber wollte ich endlich Brasilien kennenlernen!

Auskunft über den Dichter Hans Carossa

Von Dr. Helmut Rosenthal

Soviel bleibt gewiß: nur die wenigsten, in dieser Zeit des unsichersten Wertgefühls um Auskunft über die Wirkung Hans Carossas befragt, könnten mehr als ein paar einzelne Stichworte liefern.

Denn selbst die Freunde seines Werks könnten nur sagen, daß sie ihm die schöne Begegnung mit jenen beiden schmalen stillen Bänden danken, die ihr Schöpfer in gelassener Bescheidenheit „Eine Kindheit“ und „Verwandlungen einer Jugend“ nannte. Mit jenen reisen und gedämpften Zeugnissen einer fruchtbaren Ge- füllung also, die zwei Lebensjahrzehnte, im großeräumigen Bezirk der bayerischen Landschaft verbracht, so tief und eindringlich spiegelte, daß der Bericht zum tröstlichen und beglückenden Gleichnis jeder Entfaltung wuchs.

Desgleichen würden sie dann vielleicht zögernd von den in ihrer Ruhe und Gehaltenheit erregenden Büchern sprechen, die dieser verläßlichste Zeuge seiner eigenen menschlichen Entwicklung zum Anlaß jener Bekennisse nahm, die sein „Rumänisches Tagebuch“, dann „Die Schicksale Doktor Bürgers“ und zuletzt seine leise und zarte Erzählung vom „Arzt Gion“ zu den festen dichten Sinnbildern einer Welt schau machten, die von der Nähe des Todes verschattet und dennoch von dem Glanz fern schimmernder Gestirne bestrahlt wurde.

Aber schon mitten im Wort würden sie plötzlich einhalten.

*

Nicht umsonst nämlich verflüchtigt sich alles das, was zur Kennzeichnung schriftstellerischer Leistungen dient, ins Unbeträchtliche, wenn es das Wesen Hans Carossas bezeichnen sollte. —

Weil man es so nie entzifferte, sondern nur mißverstünde.

Denn obgleich man rasch gewahren würde, daß die Erlebnisse des Knaben und Halbwüchsigen gleichwie die Aufzeichnungen des männlichen Arztes durch nichts von den Ereignissen der Handlung abzulösen wären, in die sie eingegründet wurden — man ahnte deshalb noch gar nichts von ihrem größeren Geheim. Von dem Geheim also, das sie aus dem Umkreis der schlichtweg mitteilenswerten Vorommisse hob und sie mit der unmittelbaren Kraft eines bildnerischen Ausdrucks adelte, der dem Gegenständlichen dauerndere Gültigkeit verlieh. . .

Und man ahnte noch weniger von der gezüchteten Form einer Sprache, die — gleichviel, ob sie von den stumpfblauen Häusern der rumänischen Dörfer oder von den klaren Umrissen der mächtigen bayerischen Burg Trausnitz erzählt — mit jeder Silbe die Farben, Stimmungen und Hintergründe eines Landstrichs beschwore, die vielfältigen und verschlungenen Verbindungen menschlicher Schicksale bannte, dem sternhaften Wandel alles Lebendigen



folgte und noch im unscheinbarsten Satz die strömende Fülle des Herzens erschöpfte.

Kurzum: man wußte, sofern man nicht dieses wußte, nichts.

Weil der eigentliche Reiz, der jede Zeile Carossas (der heute in der Nachbarschaft der wunderbaren Stadt Passau hausst) sättigt, mit gutem Grunde streng in eben diesem Unwägbaren beschlossen ist.

*
Freilich: nur eine schmale Gruppe von Lesenden kann, in der Zeit einer so beispiellosen Zerrüttung ursprünglichen Empfindens, gerade diesen feinsten und edelsten Zauber auf sich wirken lassen.

Und nur sie wäre imstande, ihm heute wie je zu vertrauen.

Denn nur sie allein würde sich dem Unterklangen nicht entziehen, das die Einfachheit des Arztes Gion begleitet, der selbst im Verfall der zeitgenössischen Läufe die verborgenen Ansätze zu heimlicher Erneuerung spürt. Nur sie würde den mitschwingenden Nebenton in der Überzeugung des Doktors Bürgers hören, der schließlich erfährt, daß unerbittliche Verweigerung eine große Heilkraft gebe. Und nur sie würde vor allem die geheimnisvoll dunklen und die geheimnisvoll hellen Rhythmen im Vers des Gedichtes vernnehmen.

Nicht umsonst nämlich birgt sich gerade in den kristallisch gebändigten Strophen jenes schönsten Bandes, der die „Gedichte“ Hans Carossas umschließt, die gesammelte Wucht eines planvoll gebildeten, planvoll gerichteten und planvoll erfüllten Lebens.

Suchte man nach einem Wort, das das Geheimnis dieser Strophen und Sätze behutsam erhellt, gäbe es vielleicht eines, das die Freunde dieses einsamsten Süddeutschen anerkennen könnten. Aber eine uralte asiatische Sage würde es andeuten, wenn sie von jenem Holzschnitzer berichtet, der einen vollkommenen Glockenständer vervollständigen wollte und sich so an sein Tun verschwendete, daß er nach drei Tagen nicht mehr an Lohn und Erwerb dachte, nach fünf nicht mehr an Tadel und Lob, nach sieben nicht mehr an Glieder und Leib. Bis dann auf einmal das überaus vollendete Kunstwerk seiner Absicht, erstaunlich in der Sparsamkeit eines großen Reichtums, in der Welt war und das stillen Geheimnis seines Schöpfers rühmte. . .

Nun: Sein Geheimnis war auch das Hans Carossas.

Es hat die Wiegrichtung seiner dichterischen Leistung bis in die Mitte seines fünften Lebensjahrzehntes bestimmt. Das es sie weiter bestimmen wird, ist die freudige Gewißheit seiner Freunde.

Pfropfchen

Ein Kinderschicksal

Erzählung von Fritz Rostosky

4. Fortsetzung

Nebenan war unterdessen die Empörung groß über das Vertragen der Rätin, über ihren albernen Hochmut und die dummen Notlügen. Der Rechnungsrat dachte gar nicht daran, nachts zu arbeiten, wie Schade, der Oberpostsekretär, es oft genug leider mußte. Vielleicht aber hatte es einen häuslichen Zwist gegeben bei Hannemanns, in dessen Verlauf verschiedenes gegen die Wand geflogen war? So hing wohl das mit der „Nervosität“ und dem Lärm zusammen! Wie anders war da Frau Schades „harmonische Ehe“, ihr „herzensguter Mann“! Der würde sich nie so vergessen, während drüben bei den scheinheiligen Leuten gewiß die Hölle los war. Das kam davon, wenn man keine Kinder wollte: Dann wurde man einander überdrüssig und entzweite sich noch im Alter. Traurig!

Frau Schade durchschautete alles bis auf den Grund: Hannemann war von stattlichem Äußern. Gewiß kam er jetzt in die Jahre, da sich das Alter einbildet, die jungen Mädchen schwärmen für die Angejährten? Und die Frau ließ ihm keine Ruhe vor Eifersucht? So war es: Sonnenklar lag es zutage! Daß man es noch nicht früher bemerkt hatte! Frau Schade wollte schon ihr Ohr an der Wand haben, und jedes Geräusch sollte mit Zeitangabe genauestens vermerkt werden, wie ihr guter Mann es bei der Telegrammannahme tat. Man konnte nicht wissen, wie wichtig das werden mochte. Am Ende wurde man gar einmal als Zeugin geladen...

Noch fehlten zu Phichens Bett Kopf- und Fußwand. Die galt es, trotz der Belagerung, die verhängt war, in die Festung einzuschmuggeln. Frau Hannemann hatte dafür die Abendbrotstunde in Aussicht genommen. Dann war es schon schummrig, denn es ging auf den Herbst, aber die Treppenbeleuchtung brannte noch nicht. Auch mußte Hannemann zurück sein, damit er auf das Kind achten könne.

Diese neue Pflicht, immer Aufsicht zu üben, entlockte Frau Hermine manch leichten Seufzer. Die Beschaulichkeit und Stille ihres Nachmittags am Nähtisch oder über einem Buch, die Freizügigkeit einer Kaffeereise zu Bekannten war nun dahin. Das war ein Glück — gewiß. Stunden des Grübelns, der Schwermut, der Selbstquälereien und des Zweifels drohten nicht mehr bei solch lebhafter Gesellschaft. Da war immer zu wehren und zuzusehen, daß nichts heruntergesetzt würde vom mühsam aufgebauten Zierat. Des Forschens und Entdeckens war in einem Kinderblick kein Ende.

Phichen hatte sich mit dem kleinen Bären behutsam angefreundet. Daß er ein abgeschabtes Röckchen trug und da und dort eine Motte sein Fell gefebt hatte, erwéckte ihr Vertrauen. Zwei liebe Knopfaugen hatte das drollige Tier, nicht mehr ganz blank, dafür von solch wehmütig-kurzfältiger Stumpfheit, daß es dreinschaute, als sähe es Phichen — und immer nur Phichen — ins Gesicht; weiter konnte es gar nicht gucken.

Zweierlei Laute gab Pez von sich. Kniff man ihn freundlich in den Rücken, so brummte er hellau, was nur ein Kind noch „Brummen“ nennen konnte. Bei härterem Zugriff aber quietschte er angstvoll und kriegte das Wackeln in den Kopf, daß es zum Erbarmen war. Dann wollten seine Ohren geküßt und seine kahle Nase gestreichelt sein, und er legte sich, nicht ohne einen vermeintlichen Schnaufer des Behagens, auf die Seite oder in Phichens Arm.

Der Anblick von Spielzeug und Kind hatte Hermines Wehmut von neuem erweckt. Aber sie fühlte sich angelockt von einer zarten Freude und Zuversicht: Phichen schloß Freundschaft mit dem Nachlaß ihres Kindes, dieser rührend bescheidenen Hinterlassenschaft, in der alles lag, was sein kleines Herz an Dingen auf der Welt gehabt und geliebt hatte. Solch Ding für sie, die Mutter, war auch das kleine Plüschtier — nur ein Ding, wenn auch durch dreißig Jahre der Trauer heraufgewachsen zum Herzen, aber doch nur ein Gegenstand, daran sich Vorstellung und Bildnis klammerten im inneren Anschau. Jetzt aber — da hatte es Leben bekommen, junge Regung, ein Lächeln geradezu, ein zaghaft wartendes, einen kleinen, fast vor sich selbst erschreckten Übermut im Purzeln und Fallen. Wer vermochte das? Wer ließ es auferstehen zu neuem Spiel, zu Fröhlichkeit und Tändelei als eben wiederum ein Kind?

Lange sah sie zu, was sich da zu ihren Füßen begab: Geschehnisse, von denen keiner erzählen konnte, so winzig folgten sie einander mit jedem Streifen und Reden der Glieder, und doch so ernsthaft und wichtig gaben sie sich in ihrer drolligen Folge. Ebenso war wohl das Leben, wenn der Herrgott hineinschaute aus seinen Sternen. Dieses Wichtige war eines Lächelns wert, und brachte man's zuwege, dieses Lächeln überm Tag, so möchte man am Ende Gottes Kind heißen...

Über solchem Sinnen und Spinnen war der Abend gekommen. Alles wurde heimlich im Zimmer. Die Schatten wuchsen, und das Kind saß darin wie in einem dunklen Schoß, in dem es sich daheim fühlte. Der Bär kloppte auf den Boden und machte seine letzten Sprünge; dann lag er vergessen unterm Sofa.

Botan war gekommen, schwerfällig wandelnd, und seine harten Krallen zeigten an, wann er über die Schwelle hereintrat. Er hatte den Nachmittag verschlafen. Nun fröstelte er vor Hunger, dehnte sich mit weit ausgestreckten Vorder- und Hinterpranken und gähnte lang gezogen, daß es, ehe er den Fang mit schmaßen den Lefzen wieder schloß, beinahe klang, als ginge eine rostige Türrangel.

Hermine und Phichen saßen still und warteten, was er wohl tun werde. Der Gute suchte Gesellschaft. Es war nicht schön, so im Halbdunkeln aufzuwachen, sich allein zu finden und obendrein Hunger zu spüren. Er schnüffelte ins Zimmer; man konnte ihm anhören, wie er die Nase weit vorstreckte und windete, schließlich sie niedertat auf den Boden, um da eine Spur aufzunehmen. Und dann setzte er sich wieder in Marsch; es knackte in den Gelenken, so verschlafen war er noch. Er trat zu Phichen, rieb ihr am Haar, lange und mit Andacht, und legte den Kopf über ihre Schulter, um sie mit der Jungenspitze am Ohr läppchen zu kitzeln.

„I—i!“ machte Phichen vor Vergnügen. Da war wieder Leben im stillen Zimmer. „Gia — solch guter Hund!“ sprach sie ihm zu.

Pfote mußte er geben, links und rechts, dann rechts und links; und wenn er es mit den Hinterläufen auch hätte tun können, wäre es ihm nicht erlassen worden. Er mochte eigentlich gar nicht, fühlte sich im Herzen seiner Hundebrust geärgert über so viel Prüfung alles dessen, was solch würdiger Herr wie er beinahe schon wieder vergessen hatte. Seinem Schnaufen war das Mizvergnügen anzuhören: Er wollte Futter haben und hatte Sehnsucht nach der tiefen, freundlichen Stimme seines Herrn. Der erließ ihm längst solchen Schnack. Aber mit einem Kinde war es nicht leicht. Dabei hatte er selber es erst aufgespürt, das hilflos Verheulste und Frierende in seinem Mauerwinkel, und sollte nun gar wieder aufzuhören von seinem Plag? Phichen schob ihn ungebührlich am Hinterteil. Er hatte keine Lust — nein, und mußte doch: Phichen trat ihm auf die Zehen, saßt, aber mit einem Nachdruck, dem anzufühlen war, daß ihm Heftigeres nachfolgen würde. Da schien es klüger, sich zu erheben, wenn er auch nicht einsah, warum.

O weh, das wurde ihm klar, als er stand: Phichen wollte auf ihm reiten. Halb hatte sie schon das Bein über seinen Rücken



hinüber und rief: „Hü — hü!“ Aber sie war doch nicht groß genug, um allein hinaufzukommen.

Er entzog sich ihr mit gemächlichem Trott und suchte Schutz bei der Herrin. Auch das mißlang ihm wider Erwarten: Frau Hermine hatte nichts weiter im Sinn, als dem Kind zu gewähren, was es nur immer sich wünschte. Also hob sie Phichen, die ihr Reittier am Schweif hielt, hinauf. Dankbar schlug sie in die Luft vor Freude und krallte sich dann mit aller Kraft in Wotans zottiges Fell, damit sie nicht falle.

Draußen schloß die Tür: Das war Hannemann. Er konnte gar nicht schnell genug die Tür hinter sich zuwerfen.

Da kam ein jauchzender Jubellaut im entgegen. „Ich tu' reiten — ich tu' reiten!“

Aber Wotan hörte den Schritt des Herrn. Leben kam in den Bequemen: Er setzte sich in Trab, dachte nicht mehr an Phichen und verlor sie beim Durchschreiten der Tür, zu ihrem lauten Jammer.

„Uh — uhuh — uhuh!“ Phichen war gepurzelt, hatte sich gestoßen, und schlimmer als alles war die Kränkung, daß sie vom Ziel abgeworfen worden war.

Das gab ein großes Geheul. Entsetzt darüber, daß jeder es hören könne auf der Treppe, riß Frau Hermine ihren Schützling ins Zimmer und schloß die Tür.

Phichen wurde dadurch nur noch aufgebrachter. Es strampelte und war trozig gegen den wohlmeintenden Zugriff. Außer sich geriet es darüber, daß Hannemann und Wotan noch allein auf dem Flur blieben, bis der Mantel ausgezogen war. Ach, daß sie nicht dabeisein durfte! Das war zum Herzzerbrechen traurig, und sie geriet sehr in Zorn gegen die Tante, die ihr das Weitere verkümmert hatte.

Als Hannemann hereintrat, gefolgt von dem Hunde, läerte sich Phichens Gesicht zusehends auf. Es sprang der Tante vom Schoß und sah selig zu Hannemann hinauf. Der beugte sich nieder, lang und groß, wie er war, und — huppidiupp! — saß ihm Phichen auf dem Arm und lächelte ihn an.

„Rat mal, was ich dir mitgebracht habe!“

Das Kind zappelte heftig mit Händen und Füßen, daß er seine Not hatte, es festzuhalten. Als es wieder auf dem Boden stand, fing das Suchen an, bis es in der Ecke an der Tür ein Päckchen fand, das es sogleich zu zaulen begann. Aber das große Messer mußte erst kommen und die Schnur zerbeißen. Da kam es hervor: ein schneeweißes Bähnchen mit Wollöckchen ringsherum am ganzen Leib, einem einsältigen Schwanz — dick, wie eine Wurst. Sogar auf den Ohren hatte es Wolle sitzen, damit es nicht friere. Auf einem Brett mit Rädern stand es, ungemein steif und wichtig. Man brauchte es nur an die Schnur zu nehmen, und es folgte willig überallhin einem nach.

Phichen war einstweilen ganz mit seinem Lamm beschäftigt. Frau Hermine gab dem strahlenden Pflegevater zu verstehen, daß sie nunmehr gedachte, die fehlenden Betten noch herunterzuschmuggeln. Es sei gerade jetzt recht in der Dämmerung. Er möge nur mit dem Kinde spielen; sie werde sich am besten allein auf den Kriegspfad begeben.

Hannemann wollte es zwar zuerst der Frau nicht „zumuten“ — wie er sich ausdrückte —, daß sie sich mit dem Zeug allein schleppe. Er konnte es ja ebensogut vollbringen. Aber im Herzen war er froh, daß Hermine solchen Feuereifer für ihre Sache hatte. Ihm lag es schon den ganzen Nachmittag auf der Seele, wie es wohl würde mit dem Bettchen für das Kleine, und nichts war ihm peinlicher als der Gedanke, man könne ihn auf der Treppe womöglich um den Zweck seiner Mühsal befragen. Daz es ein Kinderbett sei, mußte jeder wohl erkennen, meinte er. Und wie sollte er erklären, welche Bewandtnis es damit habe? Und so war er erleichtert darüber, daß nun Hermine die schwere Fahrt auf sich nahm.

Hermine aber dachte in ihrem eifrigeren Herzen: So sind sie nun, die Männer: bequem und feige, rechte Helden im Alltag! Sie schlich an die Flurtür und hatte sich weiche Schuhe angezogen, damit keiner sie höre. Wie gut, daß sie die quietschende Angel neulich geölt hatte! Lautlos tat sie den Spalt für ihr lauschendes Ohr auf. Alles war still im Treppenhaus. Sie schlüpfte hinaus und huschte die Treppe hinan — so flink, wie sie es seit Jahrzehnten nicht vollbracht hatte.

Gleichwohl konnte sie dem Späherblick der lieben Nachbarin nicht entgehen ... Frau Schade hatte den ganzen Nachmittag schon Unrat gewittert. Wohl zwanzigmal hatte sie durchs Guckloch ge-

schaute oder das Ohr an die Wand gelegt. Ihr war in allen Fingerspitzen, als müsse irgend etwas sich ereignen. Was das nun sein sollte, darüber gab sie sich nicht Rechenschaft. Aber, daß etwas in der Luft lag, was ihre leidenschaftliche Wühbegier aufs äußerste spannte — etwa wie den Jagdhund ein fast unmerklicher Wind von Wild —, daran konnte nur zweifeln, wer sie nicht beobachtete.

Frau Schade verließ ihren Posten nicht wieder, bis sie ergründet hatte, warum die Nachbarin nach dem Boden gegangen sei. Daz die dies vorhatte, entnahm sie den weichen Schuhen. Die Rätin hatte wenig Freundschaft im Haus, und so, wie sie hinaufstieg, ging sie zu keinem; dazu war sie viel zu eingebildet. Am liebsten wäre Frau Schade gleichfalls nach dem Boden gegangen. Es zuckte ihr im Arm, nach dem Schlüsselbrett zu greifen. Aber dann mußte sie gar, als die Jüngere, zuerst grüßen, und das sah aus, als wolle sie sich wieder anbiedern. Daran dachte sie ganz und gar nicht — nach allem, was vorgefallen.

Als sie noch schwankte, was sie tun solle, hörte sie bereits von oben wieder Schritte herunterkommen. Und sieh da: Frau Hannemann plackte sich mit dem Kopfteil eines Bettess. Ganz rot schien sie vor Anstrengung oder auch Aufregung. Angstlich sah sie nach der Nachbartür und bemühte sich sehr, außer Blick zu kommen. Polternd fuhr sie nebenan in die Wohnung . . .

Was bedeutete das? Frau Schades Vermögen, sich die Dinge zusammenzureimen, hatte eine Aufgabe bekommen, die sie in sieberhafte Eregung stürzte. Und als die Nachbarin trotz der großen Anstrengung sogleich noch einmal dieselbe Last vom Boden herunterbrachte, hatte sie's: Der schönste Ehetag war nebenan im Gange! Frau Hannemann holte ihr Jungmädchenbett, um aus dem gemeinsamen Schlafzimmer auszuziehen: Trennung von Tisch und Bett! Das also war es? Und geradezu einen Triumph bedeutete es für Frau Schades findigen Kopf, daß sie schon am Nachmittag das Richtige gehant hatte. Solch ein Lärm gegen die Wand mußte seine tiefere Bewandtnis haben. Nun lag es klar zutage: Die alberne Rätin glaubte, ihren Mann zu strafen, wenn sie aus dem Schlafzimmer zog. Wie einfältig doch! Sie war ihm sicher längst lästig, die alte Frau, die gar nicht mehr in Betracht kam für den stattlichen Mann.

Daz es in Wirklichkeit ein Kinderbett war, dessen Teile da vom Boden kamen, fiel Frau Schade nicht ein. Es wollte ihr eben nicht einfallen, weil das andere ja viel wahrscheinlicher sein mußte. Warum auch, in aller Welt, diese Hast und Aufgeregtigkeit, wenn es nicht etwas zu verborgen galt? Gewiß schämte die sich, bis aufs Hemd? Befriedigt verließ Frau Schade ihren Posten . . .

Driben aber fügten Mann und Frau einträglich das alte, verstaubte Bettchen zusammen und hatten glänzende Augen dabei.

„Wie gut, daß wir's aufgehoben haben!“ sagte Hermine. Mit dem Staublappen fuhr sie darüber hin und freute sich ihres Geschäftes. „Hübsch rosa bespannen werde ich's, und ein Himmel kommt darüber mit Spielen!“ Hell war ihre Stimme.

Und er kloppte ihr auf die eilige Hand und meinte: „Aber vorher werd' ich's erst mal hübsch anstreichen! Nicht wahr?“ Das kam so gerührt aus ihm hervor, als sei es etwas ganz Eigenes damit.

Zu ihren Füßen saß Phichen und streichelte ihr Lämmchen. Noch ahnte sie nicht, was das bedeutete . . .

„Ooh —!“ machte Phichen lang gezogen, als sie beim Schläfengehen ihr Bett verwundert betrachtete. Hübsch mit frischen Kissen und Laken war es bezogen, und all das Zeug schien herbeigezaubert aus verschollenen Reichen. „Solch hübsches Bettchen hab' ich mir schon lange gewünscht!“

Die Alten sahen sich erstaunt an: Phichen wünschte sich ein Bett, als sei es ein Erwachsener?

Phichen erzählte wieder ganz von selbst, daß es mit größeren Geschwistern zusammen schlafen müsse; die drängelten und schoben es immer, und oft wachte es, halb erdrückt von seinem Mitschläfer, auf. Das war nicht schön. Vater und Mutter wollten ihm schon so lange ein Bettchen kaufen. Aber das Geld, das liebe Geld, fehlte, und so war es geblieben bis zu Phichens Ausmarsch am Sonntag.

Nun aber reckte und streckte es sich in den Kissen, blies die Backen auf und zeigte das Gehabe wie ein Alter, der seit langem wieder in ein ordentlich Bett einkehrt und sein sattes Behagen dabei hat.

(Fortsetzung folgt)

Puffreis

Text und Aufnahmen: Delia

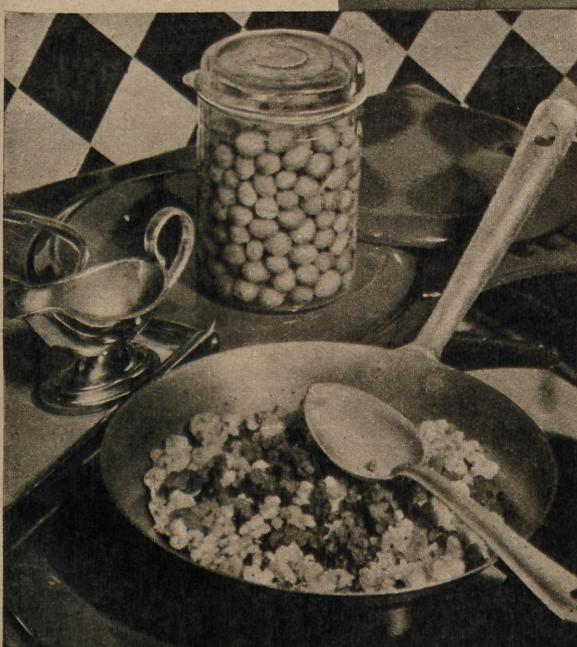
Als amüsante Abwechslung empfehlen wir leicht angerösteten Puffreis mit brauner Butter und Kompott. Man röstet den Reis kurze Zeit in einer Pfanne an, bis er eine hellbraune Farbe bekommt, übergießt ihn mit brauner Butter und gibt irgendein Kompott dazu. Wer süße Speisen liebt, der kann zu dem Reis Zucker und nach Belieben auch Zimt geben. Statt Reis lassen sich auch Puffmais und Flocken verwenden. Eine ebenso gute Mahlzeit, namentlich für solche Leute, die an Verdauungsbeschwerden leiden, ist ein Flockenbrei mit reichlich Sahne und Zucker gekocht, zu dem man gut eingeweichte und dicke eingeschmorten Backpflaumen gibt.

Beispielsweise sind auch kleine, knusprig gebackene Waffelmuscheln, mit rohem Puffreis gefüllt und mit Obstsaft gereicht, sehr nahrhaft, sowohl als Nachtisch wie auch als sättigendes Abendessen oder Frühstück.



Makronen aus Puffreis zu süßem Wein

Unten: Puffreis auf Waffelmuscheln, mit Obstsaft gereicht



Aus Puffreis oder Mais lassen sich auch gute Makronen als Nachtisch herstellen. Man vermischt dazu ein ganzes Ei mit reichlich Butter, die man auf dem Feuer hat zergehen lassen, fügt einen Eßlöffel Weizenmehl, zwei Tassen Wasser, einen halben Teelöffel Backpulver und Puffreis hinzu, bis eine dicke Masse entsteht, aus der man kleine Häufchen auf ein Blech setzt, die man zehn Minuten lang bakt, bis sie braun sind. Dann nimmt man sie vom Blech und lässt sie erkalten, um sie als gesundes Nachtisch zu süßem leichten Wein zu reichen.

Leichtangeröster Puffreis mit brauner Butter und Kompott

Wie besiegt man Schlucken?

Man schlucke schnell einen Teelöffel voll Zucker hinunter, nötigenfalls wiederholt. Herren werden es vorziehen, wenn der Teelöffel nur halb mit Zucker und zur übrigen Hälfte mit Kognak gefüllt wird. Aber ohne Zucker tut es der Kognak in diesem Falle nicht.

Rindslederne Aktentaschen

kann man auf eine sehr einfache Weise reinigen, indem man sie mit der inneren weißen Apfelsinsenschale abreibt und dann mit einem trocknen Tuch nachpoliert. Alle möglichen Ledersachen, auch Schuhe, können so wieder sauber und glänzend geputzt werden; natürlich müssen sie gelegentlich durch leichtes Einfetten haltbar gemacht werden.

Gänsehaut

Wieviele Menschen haben unter dieser unschönen Erscheinung zu leiden, deren Ursache auf einer zu großen Trockenheit der Haut beruht! Durch sehr heiße Waschungen oder Bad öffnen sich die Hautporen. Nach flüchtigem Abtrocknen reibt man die Stellen mit reinem Olivenöl ein. Voraussetzung für eine Heilung ist natürlich eine regelmäßige Behandlung.

Myrten selbst gezogen

Man kann Myrten aus Stecklingen ziehen, und zwar dann, wenn der junge Trieb beginnt. Man pflanzt Stecklinge in sandige Erde, feuchtet diese an und bedeckt sie mit einer Glasscheibe oder Glasglocke. Später setzt man sie in Töpfe, die mit Heide- und Mistbeeterde, etwas Sand und Lehm gefüllt sind. Die Töpfe stellt man ans Fenster, möglichst sonnenfrei. Ist der Steckling ca. 25 cm hoch geworden, so entspitzt man ihn, um das Austreiben von Seitentrieben anzuregen. Man gieße nach Bedarf, lasse aber nie den Topfballen trocken werden!

Schmutzige Hände

Sie wünschen, daß man Ihren Händen die Küchenarbeit nicht anmerken soll? Benutzen Sie, wenn Sie Obst geschält haben, stets die Innenseite der betreffenden Obstschale zur Reinigung der Hände, sie nimmt alle Spuren fort! Haben Sie Kartoffeln oder Äpfel geschält, so hilft auch eine Mischung von Essig und Salz oder eine in Essig getauchte Brotkruste. Stengel des Rhabarbers, mit denen gleich nach der Arbeit die Hände eingerieben werden, üben durch die in dieser Pflanze enthaltene Opalsäure eine reinigende Wirkung. Den Fingernägeln bekommt öftere Benetzung mit Zitronensaft gut; gebrauchte Zitronen, die oft noch etwas Saft enthalten, verwendet man beim Händewaschen!

Wie besiege ich dumpfen Geruch aus dem Keller?

Vor allem darf aus Sorge vor dem Ertrieren der Vorräte die Luft nicht abgesperrt werden. Öfteres Lüften ist unerlässlich, wenn man die den dumpfen Kellergeruch erzeugende Schimmelbildung vermeiden will. Ist der Geruch durch Vernachlässigung des Lüftens aber einmal vorhanden, so wird das Abbrennen eines Schwefelfadens dienlich sein. In feuchte Keller ist es ratsam, flache Schalen mit gebranntem Kalk oder mit Calciumchlorid zu stellen. Beide Stoffe, der letztere in verstärktem Grade, wirken wasseranziehend.



Mit den hübschen neuartigen Lingerien können wir unseren Kleidern ohne große Mühe eine aparte, moderne Note geben. Die freundlich aufheiternde Lingerie, das helle Etwas, das so jugendlich und kleidsam ist, erscheint heute in einer Vielseitigkeit wie vielleicht nie zuvor. Es ist nicht schwer, sich solche Lingerien selbst zu machen, deren Form sich oft geradezu aus der Kleidform ergibt, und die man sich zunächst bequem aus Papier formen und ausprobieren kann. Mit weißem Papier lässt sich vollkommen die Zierwirkung der fertigen Lingerie erleben.

Fig. a zeigt eine Lingerie, die nur aus ein paar geraden Patten besteht und besonders gut zu Kleidern mit vierseitigem Ausschnitt passt. Das schneige Weiß geht hier weder direkt bis an den Hals noch bis an das Handgelenk. Man probiert sich mit Papierstreifen die jeweils für den Kleidsschnitt passende und für die betreffende Trägerin kleidsame Breite und Länge der Patten aus und schneidet den Stoff, am liebsten weißen Pikee oder matten Kunstsiedenkrepp nach diesem Papiermuster mit Nahtzuge zu, desgleichen das Futter aus leichtem Waschstoff. Das Futter wird ringsherum ganz wenig, höchstens strohhalbmärit verschmälert, dann zeigt es an der fertigen Lingerie keine Neigung nach rechts sichtbar zu werden. Die zugeschnittenen Teile steckt man, Oberstoff und Futter rechts auf rechts geheftet, nahtbreit von der Schnittkante entfernt, ringsherum zusammen. Etwa handbreit lässt man irgendwo, nur nicht gerade an den Ecken, die Naht offen, damit man die Arbeit durch diese Öffnung ausdehnen kann. An den Ecken schneidet man vor dem Ausdehnen den überstehenden Nahtstoff schmal, damit beim Wenden die Form recht scharf herauskommt, und sich innen kein häßlicher Stoffwulst bildet. Wo sich konkav Bogenlinien finden, wird der überstehende Nahtstoff in kleinen Abständen eingeknöpft, und zwar nicht ganz bis zur Naht selbst. Dadurch erhält man tadellos ebenmäßige Rundungen, die sich beim Unterlassen dieses kleinen Kniffes häßlich verziehen und Beulen bilden würden. Nach dem Ausdehnen und Bügeln wird das Stückchen offen gelassene Naht möglichst unsichtbar mit Handstichen zugenaht. Solche Garnitur sieht nur gut aus, wenn sie richtig geknöpft wird. Wollte man sie irgendwie verstohlen anheften und die Knöpfe als Attrappen auf den knopflochlosen Stoff setzen, so würde man dadurch das ganze Kleid entwerteten, mag es aus dem schönsten und besten Stoff gefertigt sein, und mag man den gediegensten Pikee zur Lingerie verwendet haben. Die Ärmelgarnitur ist hier eine lose Patte, die nur fest genug um den Arm geknüpft werden muß, damit sie rechten Halt gewinnt. Der Gürtel wird im gleichen Sinne gearbeitet. Zuerst müssen die Lingerieteile mit ihren Knopflöchern fertiggestellt werden. Dann steckt oder heftet man sie so an, wie man ihren Sitz zu haben wünscht und ermittelt die Stellen, wo die Knöpfe auf das Kleid genäht werden müssen. Jeweils das nach außen zeigende Ende des Knopfloches bezeichnet den Punkt, wo der Knopf hinkommt. Die betreffenden Knöpfe muß man natürlich schon in Händen haben, ehe man die Knopflöcher arbeitet, denn genau nach der Knopfgröße richtet sich die Länge des Knopfloches.

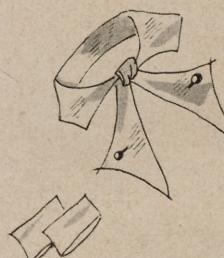
Dieses „Grundrezept“ läßt sich mit Variationen für alle Lingerien anwenden. Mit latzartigen Lingerien

Frischer Aufpütz



V6690

V 6690. Aparte Garnitur aus schwarzer und aus schwarz-weiß kariertem Seide. Amüsanter Ärmelaufschlag, ebenfalls aus zweierlei Stoff. Die zwei Westenteile werden im Nacken durch einen Doppelknopf mit Schlinge zusammengehalten



K 39318. Von dem dunkelblauen Borkenkrepp heben sich ein weißer Kragen und rote Garniturenteile sowie blanke Metallknöpfe wirkungsvoll ab



K 39318

K 39239. Durch die hellen Vorstoßblenden aus Seidenrips, Marocain oder auch aus Wollspitze wird dem mit interessanten Teilungen versehenen Kleid eine reizvolle Garnitur gegeben

B 22384. Die boleroartige Form dieser Bluse aus schwarzem Wollboucle gibt Anregung zu verschiedensten Ausführungen. Der Einsatz und die Ärmelgarnitur sind aus weißem und rotem Bouclée zusammengesetzt



K 39239





Aus Crêpe-de-Chine
mit neuartiger Schleifengarnierung
Modell: Trianon

Aus Chatillonseide matt u. glänzend verarbeitet. Die Ärmel sind abknöpfbar, so daß das Kleid auch für kleine Abendgesellschaften geeignet ist.
Aufnahme von Scherl für die „Gartenlaube“

Tagesend-Kleider

Aufnahmen: Becker & Maass

Aus schwarzem Hammerschlag mit aparten Straßknöpfen und Schultergarnierung
Modell: R. M. Maassen



Wie legen wir uns eine Hausapotheke an?

Man tut gut, für die Hausapotheke ein gesondertes kleines Wandschränchen einzurichten und nicht von einem anderen Möbel den Raum für die Apotheke abzuteilen, am wenigsten von einem Küchenmöbel, in dem Lebensmittel oder Zutaten zu Speisen untergebracht sind. Verwechslungen können gefährlich sein, so daß man mit räumlicher Trennung am besten vorbeugt. Ebenso sind räumlich zu trennen, und sei es nur durch gesonderte Etageneinteilung, die innerlichen von den äußerlichen Mitteln. Es ist Vorschrift, daß alle Gefäße, Tüten usw. mit genauer Aufschrift gleich an der Verkaufsstelle von Heilmitteln versehen werden, auch mit dem Vermerk „innerlich“ oder „äußerlich“. Desgleichen sollte die Art und Menge des Einnehmens oder der sonstigen Anwendung gleich dabei kenntlich gemacht sein. Man überzeuge sich bei jedem Kaufe davon, daß die Beschriftung genügt, und ergänze Fehlendes sofort selbst. Was man im Moment weiß, vergibt man bald. Stark riechende Desinfektionsmittel hebe man am besten gesondert auf. Da sie meist in größeren Behältern gehalten werden, würden sie in der Hausapotheke auch zuviel Platz rauben. Medikamente dürfen nicht zu lange gelagert werden. Man werfe sie nach einiger Zeit lieber fort, als daß man sich mit zersetzen Mitteln schädigt. Ratsam ist es, übersichtlich ein Inhaltsverzeichnis der Hausapotheke, etwa an der inneren Tür, anzuschlagen, damit man im Bedarfsfalle schnell das Gesuchte findet bzw. nicht erst die ganze Flaschen- oder Tütenkompanie durchzustöbern braucht, ob das Gesuchte überhaupt vorhanden ist.

Zum eisernen Bestand der Hausapotheke gehören: Blutstillende Watte sowie breite und schmale Mullbinden, ein Streifen weißes Leinen, ein paar Sicherheitsnadeln zur Anlegung von Verbänden, Zug-, Heft- und Kautschukpflaster, Gutaperchapapier, Fieberthermometer, eine Pinzette zum Erfassen von Splittern in der Haut, ein dünnes, rundes Hölzchen, mit dem man das obere Augenlid aufrollt, um ins Auge gedrungene Fremdkörper finden zu können.

Für Brandwunden: 1 Fläschchen Leinöl mit Kalkwasser, Salizyl-Vaseline.

Zum Einreiben schmerzender Glieder: Ameisenspiritus, Kampferspiritus.

Für kuhrende Umschläge: Essigsaurer Tonerde.

Zur Belebung bei Ohnmacht und gegen Übelkeit: Hoffmannstropfen, Baldriantropfen nebst Zucker sowie Salmiakgeist als Riechmittel.

Kopfschmerztabletten.

Gegen Zahnschmerzen: Nelkenöl oder spezielle Zahntropfen.

Gegen entzündetes Zahnfleisch: Jodhaltige Speziallösung nebst kleinem Pinsel, Myrrhentinktur.

Als Stopfmittel: Opiumtropfen, alkoholischer Auszug von Thormentüllwurzel, getrocknete Heidelbeeren. (Kinder erhalten zum Stopfen am besten Hafer-, Gersten- oder Reisschleim.)

Zum Gurgeln: Chlorsaures Kali.

Als Zusatz zum Frostschadenbad: Alaun.

Ferner sollten in keiner Hausapotheke fehlen: Wasserstoffsuperoxyd, übermannigansaures Kali, Rizinusöl, Rhabarberwein und sonstige erprobte Abführmittel, allerlei heilsame Kräutertees, Glycerin, Vaseline, Borsalbe, Zinksalbe, Lanolin, Kampfer.

Von
Bühne
und
Film



Richard Wagners Jugendoper „Das Liebesverbot“ erwies sich in der Berliner Staatsoper unter Erich Kleiber als ein schlagkräftiges und für einen 22jährigen erstaunlich routiniertes Werk. Szene aus dem 2. Akt: 1 Theodor Scheidl als Statthalter Friedrich, 2 Tilly de Gammo als Soubrette, 3 Martin Abendroth als Chef der Shirren, 4 Käte Heidersbach als Klosternevize Isabella, 5 Marcell Wittirsch als Luzio

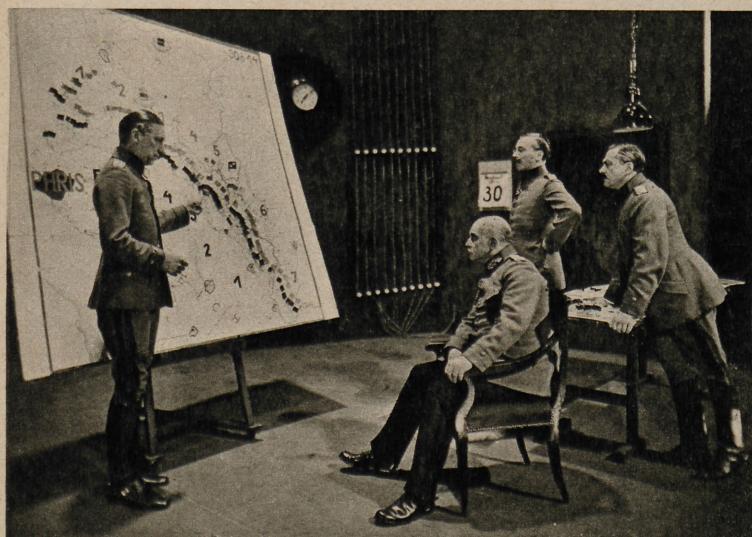
Aufn. Scherl

Links: „Hochzeitsreise zu Dritt“, ein Mondialfilm mit Brigitte Helm, Oskar Karlweis (rechts), Susi Lanner (links) und Oskar Sima



Jarmila Novotna und Richard Tauber in den Hauptrollen der Operette „Frühlingsstürme“ von Jaromír Weinberger, dem Komponisten von „Schwanda, dem Dudelsackpfeifer“. Uraufführung im Theater im Admiralspalast in Berlin unter der Regie Heinz Saltenburgs und der musikalischen Leitung von Manfred Gurlitt

Aufn. Scherl



Paul Joseph Cremers hat in seinem Drama „Die Marneschlacht“, das bei seiner Uraufführung in Mannheim großen Eindruck machte, den Rückzug der Armee des Generals Kluck von dem Vormarsch auf Paris streng nach einer kritischen Quellendarstellung von Karl Bartz behandelt

Aufn. G. Tillmann-Matter, Mannheim



Die zarte Haut Ihres Kindes bedarf besonderen Schutzes

Deswegen reiben Sie allabendlich Gesicht und Hände Ihres Kindes und alle Hautstellen, die gereizt oder gerötet sind, mit Nivea-Creme ein. Mit erhöhter Widerstandsfähigkeit gegen Wind u. Wetter gewinnt die Haut gleichzeitig jenen zarten, sammetweichen Hauch, der das Aussehen der kleinen Jungen und Mädels so reizvoll macht.

Und vergessen Sie nicht NIVEA-KINDERSEIFE



Nivea-Creme: Dosen u. Tuben RM 0.15—1.00

Jawohl, gnädige Frau, **NIVEA-KINDERSEIFE**



ganze zehn Jahre hindurch für die zarte, empfindliche Haut Ihres Kindes! Denn erst spät wird die Haut der heranwachsenden Jugend so widerstandsfähig, daß sie auch eine weniger milde Seife vertragen kann. Nivea-Kinderseife ist nach ärztlicher Vorschrift besonders hergestellt. Mit ihrem seidenweichen Schaum dringt sie schonend in die Hautporen ein und macht sie frei für eine gesunde und kräftige Hautatmung.

Ein Stück Nivea-Kinderseife kostet 54 Pf., die Kartonpackung mit 3 Stücken RM 1.58



Weisse Zähne
Reiner Atem: **BIOX-ULTRA** die sparsame
rein deutsche **ZAHNPASTA**

BRENNABOR
bringt
NEUE FORMEN
Alle Modelle sind
VERCHROMT



BRENNABOR-KINDERWAGEN VON JEHER
FÜHRENDE IN FORM UND AUSFÜHRUNG

In jedem besseren Spezialgeschäft zu haben



durch Hühneraugen-Lebewohl[®]

[®]) Gemeint ist natürlich das berühmte, von vielen Ärzten empfohlene Hühneraugen-Lebewohl und Lebewohl-Ballenscheiben, Blechdose (8 Pflaster) 68 Pf., Lebewohl-Fußbad gegen empfindliche Füße und Fußschweiß, Schachtel (2 Bäder) 45 Pf., erhältlich in Apotheken und Drogerien. Wenn Sie keine Enttäuschungen erleben wollen, verlangen Sie ausdrücklich das echte Lebewohl in Blechdosen und weisen Sie andere, angeblich „ebenso gute“ Mittel zurück.

Berufsberatung für die Frau

Sudetendeutsche

Von 39 Jahre alt, wegen veränderter Verhältnisse auf Broterwerb angewiesen; beherrschte in Wort und Schrift neben meiner deutschen Muttersprache noch Französisch (staatl. Lehramtsprüfung in Wien absolviert), Englisch, Italienisch - Tschechisch, nur mündlich. Könnte ich mit diesen Kenntnissen nicht eine Stellung bei Gesandtschaft oder Konsulat bekommen? Sind hierfür in Deutschland Ausichten vorhanden für eine Sudetendeutsche, wie ich es bin? Oder ist es vorteilhafter, da ich nebenbei auch perfekt Kochen und den Haushalt führen kann (gleich, ob Stadt oder Land), wenn ich mir eine Pension miete für die Sommer- resp. Wintersaison? Darf ich das in Deutschland als Ausländerin? Wieviel Betriebskapital wäre für solche Mietung erforderlich? Wohin muss ich mich wenden, um für beide Fälle das nötige Wissenswerte zu erfahren und Verhandlungen in die Wege zu leiten? Als Sekretärin ginge ich gern nach Dresden, als Pensionsmutterin dachte ich an Bayern, habe aber in beiden Fällen keine näheren Anhaltspunkte. Wüssten Sie sonst noch eine Verdiensmöglichkeit?

H. S.
Da Sie die deutsche Staatsangehörigkeit nicht besitzen, wird es für Sie kaum möglich sein, eine Ausstellung im Deutschen Reich zu erhalten. Mit Rücksicht auf die grosse Arbeitslosigkeit und das Überangebot an Kräften, selbst mit gebundenen und vielseitigen Kenntnissen, würde es schwer fallen, die Arbeitsmarktwünsche des zuständigen Arbeitsamtes zu erhalten; und eine solche ist notwendig, damit Sie eventuell Ihren Posten einnehmen können, nachdem Sie einen solchen gefunden haben - was natürlich ebenfalls Glückssache wäre. - Um nun einen selbstständigen Beruf auszuüben, beispielsweise als Pensionsmutterin, brauchen Sie eine Niederlassungsbewilligung der örtlichen Behörde. Ob es Schwierigkeiten machen würde, sie zu erhalten, vermögen wir Ihnen nicht zu sagen. Wohl aber können wir Sie darauf hinweisen, dass Sie die notwendigen Geldbeträge zur Übernahme eines Pensionsbetriebs schwerlich aus Ihrem jetzigen Wohnort nach Deutschland bringen werden - wegen der Deutensperre, die alle Staaten, und auch der Ihre, eingeführt haben. Schon hieran dürfte also Ihr Vorhaben scheitern. - Wenn Sie trotzdem Versuche an seiner Vermirklichung machen wollen, so raten wir Ihnen, sich an den Verein für das Deutschland im Ausland zu wenden (Anspricht Berlin W 30, Lutherstraße 97), der Ihnen gewiss über alle fraglichen Punkte verlässliche Auskunft geben wird. - Doch fürchten wir, dass auch an dieser Stelle die ungeborenen Schwierigkeiten einer Existenzgründung bestehen werden, unter denen ja die deutsche Bevölkerung selbst in noch nie dagewesenen Umfang leidet.

Weißnähen, Handarbeit, Kunstgewerbe

Ich bin ausgebildet in Weißnähen, Handarbeit, Kunstgewerbe, Zeichnen und Entwerfen, war bereits selbstständig und möchte in größere Stadt überziehen, wo ich ein Etagengeschäft und Unterrichtskurse im Nähen, Handarbeit usw. verbinden kann. Können Sie mir geeignete Städte vorstellen? Siebt meiner freien Unterrichtsberechtigung irgendeines im Wege? Ich habe eine Kunsthochschule besucht und vor Jahren die Meisterinnenprüfung bestanden.

B. B. in A.
Da die Meisterinnenprüfung zur Lehrlingsausbildung berechtigt, steht Ihnen damit auch das Recht zu Privatunterricht in Ihrem Fach zu erhalten. Einen Rat hinsichtlich der Stadt, die Sie zur Niederlassung wählen sollten, vermögen wir jedoch nicht zu geben. Der Erfolg Ihres Vorhabens hängt ja doch nicht nur davon ab, dass an irgendeinem größeren Orte ein offenkundiger Bedarf vorhanden sein könnte, sondern auch von denjenigen Faktoren, die es gerade Ihnen ermöglichen, sich einen Kunden-

treis zu schaffen. Das Risiko einer Übersiedlung dürfte sich nur dann empfehlen, wenn bereits vorher Aussichten bestehen, dass Ihr Unternehmen Zuspruch findet. Daher können Sie nur einen Wohnort wählen, zu welchem Sie bereits Beziehungen haben oder wo wo mögliche Förderung durch Kreise, an welche Sie empfohlen sind, zugesagt ist. Falls Sie aber daran denken, ein bereits bestehendes und zu eingeführtes Geschäft zu übernehmen, so wird die Wahl Ihres künftigen Wohnortes vermutlich durch die Angebote bestimmt werden, die Sie auf ein entsprechendes Inserat in einer vielgelesenen Zeitung oder Zeitschrift bekommen werden. Natürlich ist in diesem Falle genaue Prüfung der Unterlagen dringend geboten.

Gymnastiklehrerin / Kindergärtnerin

Ich bin 24 Jahre alt, vollschlanke, 1,78 Meter groß, Inhaberin des Reifezeugnisses, habe in einem Hospiz unter Leitung von Schwestern die Küche gründlich erlernt, bin in allem, was Hauswirtschaft anbelangt, gründlich erfahren, liebe Kinder sehr, gehe gern mit ihnen um. Die Tätigkeit in meinem Elternhaus befriedigt mich nicht, darum will ich einen Beruf ergreifen, und zwar liegt mir derjenige der Gymnastiklehrerin am meisten. Ich bitte um Auskunft über Ausbildung und Kosten sowie Aussichten dieses Berufes. Kann die Ausbildung durch Betätigung im Haushalt oder sonst irgendwie verbilligt werden, da mir nur beschränkte Mittel zur Verfügung stehen? Ich bitte auch um entsprechende Auskunft über den Beruf der Kindergärtnerin. Können Sie mir sonst einen Vorschlag machen?

E. G., Stadtlohn i. W.

Die von verschiedenen Gymnasialschulen eingeschaffte Ausbildung der Lehrkräfte dauert zwei bis drei Jahre. Die Kosten sind nicht durchweg die gleichen, dürften aber zur Zeit etwa 50 RM im Monat betragen. Bei besonderer Eignung und eingeschränkten wirtschaftlichen Verhältnissen wird vielleicht auf Ernährung zu rechnen sein, besonders, wenn für solche Zwecke Stiftungsgelder zur Verfügung stehen, wie beispielsweise beim Dorotheenbund, Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 204. Wir würden Ihnen raten, sich mit diesem in Verbindung zu setzen, auch beim Deutschen Gymnastikbund, Berlin-Schöneberg, Innsbrucker Straße 22, anzuschreiben, welche Möglichkeiten der Verbilligung vorliegen. Uns sind Fälle bekannt, in denen Gymnastiklehrerinnen sich als Haushälter im Privathaushalt die freie Station verdienten; die Ausbildung läuft genügend freie Zeit zu solcher Nebenbeschäftigung übrig. Über die Berufsaussichten lässt sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen nichts Bestimmtes sagen. Sicher ist nur, dass das in erster Linie für Gymnastiklehrerinnen, besonders auch für Abendkurse, an denen berufstätige Frauen sich beteiligen können, sehr groß ist. Die Konkurrenz ist aber besonders in den großen Städten bereits sehr stark; in der Kleinstadt bestehen noch eher Möglichkeiten, allmählich zu einer befriedigenden Existenz zu gelangen. Der Erfolg hängt von persönlichen Eigenschaften und allerhand unvergänglichen Faktoren ab (Beziehungen, Geschicklichkeit, lokale Verhältnisse usw.). Es ist natürlich günstig, wenn für den Anfang Reserven vorhanden sind, welche die notwendigen Ausgaben decken können, oder wenn durch das Elternhaus einstweilen für diese gesorgt wird bzw. die Kosten auf ein Minimum reduziert werden. - Was den Beruf der Kindergärtnerin betrifft, so müssen Sie sich an die Berufssorganisation (Stadtroda bei Jena) wenden, um zu erfahren, ob Ihre hauswirtschaftlichen Kenntnisse Ihnen verbilligte Ausbildung ermöglichen könnten. Wir glauben es nicht, weil die Zahl der stellungslosen Berufsschülerinnen ohnehin groß ist und kein Anlass vorliegt, neuen Anwärterinnen den Zugang zu erleichtern. Die Vollausbildung zur Kindergärtnerin und Hortnerin dauert zwei Jahre, zur Kindergärtnerin allein anderthalb Jahre, Schulgeld monatlich 30 RM etwa. - Weitere Anregungen entnehmen Sie unserer fast in jeder Nummer erteilten Berufsauskünften.



Haut-Pflege unter der Haut

Das ist die fortschrittlichste Hautbehandlung. Die präparierten glanzlosen Creme Mouson-Fette dringen in das unterste Zellgewebe ein und

bewirken so von innen heraus eine Erneuerung, Festigung und Verjüngung der Haut. Reiben Sie regelmäßig Gesicht und Hände mit Creme Mouson ein.

CREME MOUSON

Grippe • Asthma • Katarrhe • Sodbrennen
Halsschmerzen • Husten • Heiserkeit

EMSER KRÄNCHEN,
QUELLSALZ, PASTILLEN

Vorbeugen, lindern, heilen
Rein natürl. u. eht nur mit Schutzmarke



7200 Europamark., alle versch., prachtv. Samml., mon. RM 8.— (zehnf. Katalogwrt). Näh.d kostenl. Prospekt MaxHerbst, Markh., Hamburg.

Schlank werden
Ganze Kur 1 RM / Gold bei Nichterfolg zur / Liefer. geg. Eins.v. 1 RM.
FRAKO-Versand
Berlin - Zehlendorf.



v. Modell dampfmasch., Mot. Dyn. u. Lehrmitt. nöt. Teile lief. H. Rehse, Leipzig W 32. Jll. Katal. A 91. 40 Pf. Postscheck-Konto Leipzig 13393.

Herbin-Stodin

unübertraffen bei starken

Kopfschmerzen

Rheuma-, Muskel- u. Nervenschmerzen. Ganz unschädlich. Verlangen Sie daher in der Apotheke nur Herbin-Stodin. Sie werden angenehm überrascht sein.

H. O. ALBERT WEBER, MAGDEBURG

Parkett - Späne - Metalltuch
"ESTOCO" anstatt Stahlspäne. Tuch 20 x 80 cm.

Handlich, biegsam, schmiegsam, zusammenlegbar. Kein Brechen, Stechen, Verletzen, Holzausreißen. Feines, sauberes Schleifen!

10 Stück RM 2,90 netto. Einzelverkaufsgeschäfte nennen Ed. Stopp & Co., Ehrenfriedersdorf. Metalltopfreiniger-Schwämme. Qualitätsmarke „3 Heinzelmännchen-Waschfass“

Bei Gallensteinen

Leber-, Nieren- und Blasenleiden bewährt sich glänzend Lithotrit das biologische Präparat Prospekt mit hervorragenden Anerkennungen von Professoren u. Aerzten kostenlos. Origl. 3,50, 5,50 und 9,50. Zusendung p. Nachn. Dr. med. Joerrens G. m. b. H., Berlin-Treptow 5



Die grosse schmutzlösende Wirkung des BURNUS beruht auf seinem Gehalt an Enzymen (d. s. Verdauungssäfte). Diese Enzyme verdauen den Schmutz, können aber niemals die Wäschefaser angreifen. BURNUS ist in einschlägigen Geschäften erhältlich in Dosen zu 20 und 49 Rpf. Interessante Druckschriften über BURNUS kostenlos durch die AUGUST JACOBI A. G., DARMSTADT



Wäsche kaufen? Keine Bange,
Wäsche hält noch mal so lange,
und das Waschen ist so leicht,
wenn mit BURNUS eingeweicht.

„Erberus“ (1 Spiel zu 52)

Aufgabe: Schichten von je 12 Karten, steigend mit Farben wechseln an vier wertgleiche Grundkarten.

Ausführung: Die oberste Grundkarte legt man offen (damit sie erkennbar bleibt, zweckmäßig in Überlage), als erste Grundkarte aus; die übrigen drei gleichwertigen Karten später nach Erscheinen in Querreihe daneben. Die zweite Blockkarte legt man links, die dritte rechts seitwärts als Seitenkarten aus; sie sind frei. An freie Seitenkarten darf man frei karten steigend oder fallend — nicht auch wechseld! — mit Farbenwechsel anlegen. Von so entstehenden Gruppen ist nur die jeweils leiste Karte frei.

Wird ein Seitenkartenplatz frei, so darf man ihn mit einer beliebigen freien Karte wieder belegen, auch zum Umschichten der andern Seitengruppe ausnutzen.

Unterhalb der Grundkarten denkt man sich in Querreihe vier Haufenplätze. Auf freie Haufenplätze darf man eine beliebige freie Karte legen, z.B. sofort eine Seitenkarte, später eine freie Haufenkarte usw.

Vom Block kommende passende Karten schichtet man auf Grundkarten, legt sie an — dieses muss man nicht! — usw.; verwendbare legt man beliebig auf die Haufenplätze — einen oder zwei von diesen möglichst lange frei haltend — ab, so dass allmählich vier Haufen entstehen, deren jeweils oberste Karten frei sind.

Nach diesen Regeln wendet man nun Karten vom Block, den man nur einmal auslegen darf.

28354

Silbenrätsel

bak — bal — cher — chil — chin — de — de — e — e
— e — ei — ein — er — fe — feh — ge — gro — gym —
hau — hoch — hum — i — im — in — ka — ka — ke
— la — lauf — lei — münchen — na — na — ne — not —
pi — quar — rau — rei — rei — ri — ro — rung — sar —
schen — schlitt — schuh — sen — ser — si — so —
sten — tau — te — tha — tie — tri — um — ur — zeit

Aus vorstehenden 60 Silben sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Martial ergeben (ch ein Buchstabe).

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. seltes Familienfest, 2. landwirtschaftlicher Betrieb, 3. Buch der Bibel, 4. Bildungsanstalt, 5. mittelalterlicher Schwur der Richtvergeltung, 6. Ballade von Schiller, 7. Zwischenspiel, 8. Handgemenge, 9. der

Für Rätselsfreunde jeden Mittwoch „Denken und Raten“
Einzelnummer 20 Pf., monatlich 75 Pf., durch alle Buchhandlungen,
Postanstalten, den Verlag Scherl, Berlin SW 68, und dessen Filialen.

„Lügenbaron“, 10. Symphonie von Beethoven, 11. geldliche Reserve, 12. Wintersport, 13. Pelztier, 14. Krankheitserreger, 15. Musikinstrument, 16. Soldatenunterbringung, 17. Ränke, 18. einer der Heiligen Drei Könige. 28949

Einfach
morgens oder
abends
die Kopfhaut
mit
Trilysin
befeuachten —
das hilft!

Die Schuppen verschwinden
Der Haarausfall hört auf
Die Haare wachsen wieder

Trilysin ist überall zu haben!

Halbe Flasche RM 1.94, ganze Flasche RM 3.24,
1/2-Liter-Flasche RM 7.50.

Chlorodont

die

Qualitäts-Zahnpaste

macht die Zähne blendend weiß, greift den kostbaren Zahnschmelz nicht an und besiegt übeln Mundgeruch. Zur Herstellung der Chlorodont-Zahnpaste werden nur die anerkannt besten Rohstoffe verwendet. Der bei Erwachsenen und Kindern beliebte Geschmack von Chlorodont wird allein durch Verarbeitung feinsten Pfefferminzöle erzielt. Chlorodont ist sparsam im Verbrauch, daher preiswert. Tube 50 Pf. und 80 Pf. Verlangen Sie nur echt Chlorodont und weisen Sie jeden Ersatz dafür zurück.

Sehr beliebt
bei jung und alt
ist das gute
„Soziodol“-
Schnupfen-
Pulver.
Es beseitigt rasch
und gründlich
selbst den
stärksten Schnupfen.
Preis: RM. 0,45 und
RM. 0,68. Nur echt mit
Aufdruck H. Tromms-
dorff Chem. Fabrik
Aachen. Zus.: „Soziodol“ Zinc 3,5%, Menth.u.Milch.



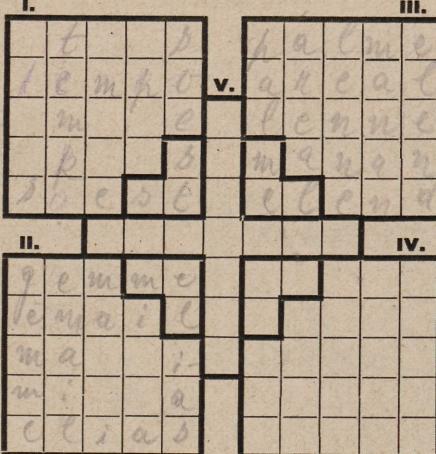
... und zur natürlichen Teintverbesserung

ist die bekannte „Künstliche Höhensonnen“ zu empfehlen. Grau verfärbte Haut wird durch die Bestrahlung und nach leichtem Einreiben mit „Engadina“, Höhensonnen Teintcreme, rosig und sonnengebräunt — „wie vom Urlaub zurück“ — samtartig weich und glatt. Unreine Haut, Pickel und Mitesser verschwinden. Sommersprossen werden überdeckt.

Wir senden Ihnen gern (gegen 60 Pf. in Briefmarken) unsere neue illustr. 60seit. Broschüre Nr. 514 und eine Probe Engadina-Creme zu. QUARZLAMPEN - GESELLSCHAFT M. B. H., HANAU AM MAIN. POSTFACH NR. 11 Zweigstelle Berlin NW 6, Robert-Koch-Platz 2/11

KÜNSTLICHE HÖHESONNE - ORIGINAL HANAU -

Magische Figur



a a a a a a a
a a, d d d, e e e
e e e e e e e
e e e e e e e
g g g g, h, i i i
i i i i i i i, l l l
l l l l l l l, m m m m m m m
m m m m m m m
n n n n n n n n n
n n n n n n n n
o o o o o o o o

r r, s s s s s s s
s s s s s s s t, p
Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, waagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung:

I. 1. Prophet,
2. musikalisches Zeit-

mash, 3. weiblicher Vorname, 4. weiblicher Vorname, 5. Stadt in Westfalen;

II. 1. tropischer Baum, 2. Flächenraum, 3. Nebenfluss der Ruhr, 4. französischer weiblicher Vorname, 5. Notlage;

III. 1. geschnittener Stein, 2. Schmelzglas, 3. von den Muselmanen erwarteter Glaubenserneuerer, 4. sagenhafter König im Altertum, 5. Gestalt aus dem Alten Testamente;

IV. 1. das Unsterbliche, 2. Stadt im Rheinland, 3. Gewürz, 4. Fluss in Hannover, 5. Schutzgeist;

V. 1. Mitlaut, 2. Sohn Noahs, 3. Griff, 4. Stadt im Freistaat Sachsen, 5. Ausstellung, 6. seemännischer Ausdruck, 7. Mitlaut.

27859

Auslösungen aus Nr. 4

Silbenrätsel: Ein kleiner Ring begrenzt unser Leben. — 1. Einquartierung, 2. Ingenieur, 3. Natalie, 4. Alabauermann, 5. Leibniz, 6. Erntefest, 7. Almenau, 8. Neuschwanstein, 9. Epiphantas, 10. Redoute, 11. Ringelatzer, 12. Israel, 13. Rovelle, 14. Goldenes Kalb, 15. Blutbüche, 16. Chemann. **Magischer Diamant:** 1. i, 2. Met, 3. Matel, 4. Sektion, 5. Teint, 6. Lot, 7. n. **Literarisch:** Tellheim — Tellheim, Heim. **Karreerätsel:** Wer faust, was er nicht braucht, der muss bald verkaufen, was er braucht. — 1. Faust, 2. Tratte, 3. Nervi, 4. Ruder, 5. Waffel, 6. Schule, 7. Bach, 8. Schwan, 9. Wefka, 10. Bast, 11. Auber, 12. Wunder.

Für die Küche

Gebakene Fische. Zwei Pfund Hecht oder Zander wird zurechtgemacht und in vier Zentimeter breite Streifen geschnitten, die mit Salz und Paprika eingerieben und, mit Zitronensaft beträufelt, eine halbe Stunde stehengelassen werden. In einer feuerfesten Schüssel gibt man 60 Gramm flüssige Butter, in die man 40 Gramm Parmesankäse, einen halben Eßlöffel feingewiegte Kräuter und etwas englischen Senf gemischt hat, legt den Fisch hinein, gibt nochmals Kräuter und Parmesankäse und flüssige Butter darüber und bakt ihn im Bratenofen eine halbe Stunde lang.

Fisch im Mantel. Drei Pfund Fluss- oder Seefisch, am besten eignet sich dazu Fischfilet, wird von Haut und Gräten befreit und in zierliche Stücke zerlegt. Die Abfälle kocht man mit Zwiebel, Gewürz, Lorbeerblatt und etwas Suppenkräutern in wenig Wasser zu einer kräftigen Brühe. Nach dem Durchseihen dämpft man darin die Fischstücke und gibt etwas Salz dazu. Dann nimmt man die Fischstücke vorsichtig heraus, stellt sie warm und gibt an die Fischbrühe ein zerquirltes ganzes Ei, zwei Eßlöffel Tomatenpüree, quirlt anderthalb Eßlöffel Mehl mit saurer Sahne oder Milch und läßt das Ganze zu einer dicken Tunke aufkochen. Man legt die Fischstücke auf eine feuerfeste, nicht zu tiefe Schüssel, gießt die Tunke darüber, gibt darauf geriebenen Käse oder Semmel und Butterstückchen und überbakt das Gericht zehn bis zwanzig Minuten, bis es goldbraun ist. Man reicht dazu am besten runde, ausgebackene Kartoffelbällchen.

Kleine Zander (Fang nicht überall gestattet), **Bar sche**, **Hechte**, **Karauschen** und andere geeignete **Fische** mit **Kraut** verschiedener Art.

Bestandteile: Zwei Pfund Fische, 125 bis 130 Gramm Butter, eine kleine Handvoll feingeschnittener Suppenkräuter und -wurzeln, eine kleine, in Scheiben geschnittene Kohlrübe, Salz, Pfeffer, etwas feingewiegte Zwiebel, ein Liter Fleischbrühe, etwas Mehl. In die Kasserolle tut man die gut geschuppten und gereinigten Fische, den Boden der Kasserolle mit Suppenkraut (Butter dazu) auslegen, auch mit den Rübenschichten. Auf die Fische Salz, Pfeffer, eventuell Paprika, Butter, dann nochmals Kraut, dann wieder Butter, Fleischbrühe darübergießen, das Ganze auf gelindes Feuer. Gar-gelocht, nimmt man den Fisch heraus, richtet ihn auf einer Schüssel an, macht eine Mehlschwämme mit der gesiebten Brühe zu einer sämigen Soße, gießt diese Soße auf den Fisch und garniert mit Petersiliengrün.



Nicht dem Zufall überlassen

was Sie für Ihr Haushaltsgeld bekommen, denn jeder Pfennig ist heute kostbar. Die geringen Beträge, die Sie für Seife nur auszugeben brauchen, sollten Sie daher richtig anlegen und als Wichtigstes für Ihre Hautpflege nur eine Seife kaufen, die Ihre Haut schont und pflegt. Eine Garantie für stets gleichbleibende gute Beschaffenheit bietet Ihnen nur eine gepackte Seife, eine Markenseife. Die cholesterinhaltige Pfeilring-Lanolin-Seife enthält edelste Pflanzenöle. Sie ist rein, mild und sparsam, reinigt gründlich und greift die Haut nicht an.

Die grüne Packung mit dem Pfeilring verbürgt stets gleiche Qualität.

PFEILRING Lanolin-SEIFE



KUNST-AUSSTELLUNG Scherl-Haus

Februar 1933

Fritz Preiss

Reiseindrücke
Aquarelle

Besichtigung erbeten / Eintritt frei
Eingang: Große Lesehalle

Verkauf von Kunstblättern
Größte Auswahl moderner Bilder
für jeden Raum

Geschmackvolle Rahmungen

Ein selten günstiges Kaffeeangebot macht die Bremer Kaffee-Verland-Firma Alsten & Co. in ihrer heutigen Beilage den Lesern der "Gartenlaube". Nicht nur, daß der direkte Bezug von ABC-Kaffee aus erster Hand, von Alsten & Co., Bremen, eine ganz erhebliche Einsparung für jeden Haushalt bringt, auch die jeder Packung ABC-Kaffee beiliegenden Gutscheine auf wertvolles Silber und das besonders vorteilhafte Sonderangebot auf ABC-Spezialmischung machen es lohnend, von diesem Angebot ausgiebigen Gebrauch zu machen. Auch wer sich durch Übernahme einer Verteilungsstelle für ABC-Kaffee laufenden lohnenden Verdienst schaffen möchte, wende sich an die Firma Alsten & Co., Bremen.

[4V/3758]

Vordringen gilt nicht...



Wenn Sie aber selbst so schlank wären, könnten Sie auch blinker und beweglicher sein. Trinken Sie deshalb

Dr. Ernst Richters
Frühstückskräutertee
er sorgt für jugendl. Schlankheit und Körperfrische. Wie frisch u. wohl Sie sich fühlen, welch herrliche Spannkraft auch in späteren Jahren! Packg. M. 1.80, Kup. M. 9.-extrastark! M. 2.25 und M. 1.25! In allen Apotheken und Drogerien.

DR. ERNST RICHTER'S
FRÜHSTÜCKS-KRÄUTERTEE
"Hermes" Fabrik pharmazeut. Präparate
München 91 Gäßelstraße 7

Nicht warten! Erkältung, Halsentzündung, Grippe vorbeugen mit **Panflavin-PASTILLEN**

